

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 301.

Samstag, 25. Dezember.

1915.

(6. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höder.

(Nachdruck verboten.)

„Ich bitte um Verzeihung wegen der Störung“, sagte der Fremde mit klangvoll tiefer Stimme, indem er sich förmlich vor dem Mädchen verneigte, ohne den Blick von diesem zu lassen. „Ich bin John B. Waltham und glaube mich in meinem Wagen zu befinden.“

„Herr Waltham?“ rief Lucy in wachsender Verwirrung. „O, ich dachte, Sie würden erst in Madison einsteigen.“

„Das war allerdings meine Absicht“, lautete die Antwort Walthams. „Eine unvorhergesehene Konferenz berief mich in diese Gegend, und es gelang mir, den Zug glücklich noch auf der letzten Station zu erreichen.“ Er hielt einen Augenblick inne. „Wie kommen Sie hierher? Es ist ein Privatwagen, Madam —“ Er hielt fragend inne.

„Ich bin Fräulein Lucy Elgin, Ihre neue Stenographin“, sagte das Mädchen schüchtern, sich dabei ängstlich verneigend.

Waltham stand mit offenem Munde. „Was für ein Ding?“ fragte er zurück.

„Die neue Stenographin“, stammelte Lucy, in ihrer Tasche suchend und den ihr von Snyder eingehändigten Brief hervorziehend. „Herr Snyder hat mich angestellt. Er brachte mich auch in diesen Wagen — er ist ein Jugendfreund meines Vaters“, setzte sie unsicher hinzu, als Waltham fortfuhr, sie voll unfahbaren Staunens zu betrachten, als sei sie irgend eine gespenstige Erscheinung anstatt ein Wesen von Fleisch und Blut. „Ist es nicht recht, Herr Waltham? Er gab mir diesen Brief. Vielleicht erklärt dies alles.“ Zitternd, kaum mehr ihre Tränen verhalten könnend, überreichte sie den Umschlag.

Mit einer brüskten Handbewegung nahm Waltham den Brief in Empfang und las zuerst den beigelegten Zettel, dann die Depesche. Seine Gesichtsfarbe wurde immer beängstigender, die Adern traten dick auf seiner Stirn hervor. „Snyder muß verrückt geworden sein! Herr des Himmels, was ist das für ein Unsinn!“ Er las die Depesche mit ihrem krausen Inhalt, der ihm augenscheinlich noch unverständlicher vorkam als seinem Personal am Tage zuvor, von neuem durch. Dann wendete er sich nach kurzem Ruck an Lucy. „Haben Sie das Ding da gelesen?“

Das Mädchen verneinte schüchtern. „Herr Snyder sagte mir, ich sollte sofort reisen. Ich war gerade bei ihm, um wegen der Anstellung nachzufragen. Er sagte auch, er müßte mir eine ganze Ausstattung kaufen und — und ein Dinertleid.“

Nun weinte sie schon wirklich. Walthams Gesichtsausdruck war auch zu fürchterlich.

Ein drückendes Schweigen entstand. Waltham schien ihre Gegenwart ganz vergessen zu haben. Seine Züge waren wirklich vom Zorn entstellt. Er sprang plötzlich auf, eilte aus dem Zimmer und kam eine Minute darauf zu der so jäh aus all ihren Hoffnungssträumen Gestrürzten in womöglich noch gesteigerter Erregung zurück. „Da hört alles auf!“ growlte er. „Kein Koch, keine

Vorbereitungen — nichts! Und in wenigen Stunden sind wir in Madison. Da steigen zwei Herren zu mir ein, die habe ich zum Essen eingeladen! Und gerade noch diesen Smith, diesen nur aus Lebensregeln und gesellschaftlichen Anstandsrichtlinien zusammengestopften Hanswurst! Das ist keine Blamage mehr — er nimmt's für eine Beleidigung, ja er wird sich tödlich beleidigt fühlen. Die ganze Kombination fällt ins Wasser!“ In nicht länger zu bändigender Wut schüttelte er die Häuse. „Hätte ich diesen Snyder hier — ich könnte ihn erwürgen!“ schrie er zähneknirschend. Dann, sich auf die Gegenwart des Mädchens besinnend, hielt er inne, biß sich auf die Zähne und zwang sich zur äußeren Ruhe. „Sie müssen einen schönen Begriff von mir bekommen, Fräulein — Fräulein Elgin“, setzte er nach einem Orientierungsblick auf den Zettel hinzu, „Sie können freilich nicht ahnen, in welche Verlegenheit mich dieses unglaubliche Mißverständnis bringt.“ Er wurde immer ruhiger, nun suchte er sogar zu lächeln und deutete mit weltmännischer Höflichkeit auf einen Sessel. „Vor allen Dingen nehmen Sie Platz — nein, ohne Biererei, bitte, ich bin kein Freund von übertriebenen Höflichkeiten. Bitte, weinen Sie auch nicht mehr. Ich hasse Tränen, und — und Sie können doch schließlich nichts dafür!“

„Nein, das kann ich wirklich nicht!“ beteuerte Lucy, gehoriam ihre Tränen trocknend. Nun sah sie ihm gegenüber, mit angstvollen Blicken verfolgte sie das lebhafteste Spiel seiner noch immer in heller Erregung arbeitenden Züge. Er schwiege eine lange Weile, dann zog er mechanisch eine unförmlich große, kohlschwarze Zigarre aus der Tasche, schnitt die Spitze ab und rauchte sie in starken Zügen an. Dann besann er sich. „Entschuldigen Sie den Mangel an Lebensart. Damen muß man wohl zuerst um Raucherlaubnis fragen. Ich bin so wenig an die Gegenwart des anderen Geschlechts gewöhnt, daß —“

„Ich bin doch Ihre Stenographin, Herr Waltham. Herren pflegen bei den Geschäften immer zu rauchen.“

„Ganz richtig, also Sie sind meine Stenographin, das habe ich ganz vergessen. Hätte ich den braven Snyder hier, würde ich es ihm unvergeßlich machen. — Nein, nein, weinen Sie um Himmels willen nicht wieder“, unterbrach er sich hastig, als er sie nach dem Taschentuch greifen sah. „Ich bin zwar leidenschaftlicher Raucher, doch wenn es Sie belästigt —“

„Aber wirklich nicht. Mein seliger Vater rauchte immer. Ich habe es sogar gern.“

„Danke.“ Nun paßte er in mächtigen Zügen. „Ich muß rauchen, soll ich nachdenken können. Und diese Situation erfordert Nachdenken.“ Unvermittelt sprang er plötzlich wieder auf die Füße. „Die Pest über diesen Snyder! — Verzeihen Sie, Miß Elgin, in Damengesellschaft darf man wohl nicht schlafen“, lenkte er mit gezwungenem Auflachen wieder ein. „Ich bin Naturmensch, schwache, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Es ist auch zu ärgerlich! Nein — es ist niederträchtig!“

brauste er von neuem auf. „Schickt mir die Bände statt des Smithschen Stenogramms eine Stenographin mit —“ Er hätte beinahe noch etwas hinzugefügt, verschluckte es aber noch rechtzeitig. „Ein Protokoll über die Smithschen Engelsminenkonferenzen hat Ihnen Snyder nicht mitgegeben?“ erkundigte er sich.

Er wartete kaum ihre Antwort ab, sondern stürzte in sein Schlafzimmer. Dort hörte ihn die Zitternde ungestüm auf dem Schreibtisch wühlen. Gleich darauf kam er wieder ins Zimnier geschossen. „Es ist zum Verrücktwerden!“ dröhnte seine Stimme. „Keine Spur von dem Stenogramm! Wie soll ich nun mit dem scheißeiligen alten Fuchs verhandeln! Er bestreitet ja jede Konzession, die sein Partner auf unserer Konferenz gemacht hat. Meine ganze Reise ist umsonst. Und kommen wir jetzt nicht zum Abschluß, dann nie. Schon jetzt sichert manches an die Öffentlichkeit durch. Das ganze Riesensystem fällt ins Wasser! Die Arbeit von Jahren vielleicht umsonst!“

Er stürmte durch den Raum, warf sich dann in den Ledersessel, daß dieser in allen Fugen krachte, und qualmte wie ein Fabrikschlot. „Na, die Augen von Smith und Ingersoll möchte ich sehen, kommen sie nachher und finden statt eines gedeckten Tisches, daß Schmalhans Küchenmeister bei mir ist. Dabei haben sie zwölf Stunden Wagenfahrt hinter sich und werden wie die Wölfe ausgehungert sein!“

„Könnte ich nicht vielleicht behilflich sein?“ fragte Luch ängstlich.

„Sie? Wieso?“ Er schaute sie groß an.

„Ich kann ganz leidlich kochen. In der Küche stehen ja eine ganze Menge Konserven, die man verwenden kann. Ich würde mich getrauen, eine Mahlzeit herzustellen. Und wenn die Herren so ausgehungert sind, wie Sie sagen, so schmeckt's ihnen vielleicht doch.“

Zuerst wollte Waltham ärgerlich auflachen; er begann sich inbessern und schaute sie staunend an. „Ihr Wort in Ehren, aber Sie können wirklich kochen, so kochen, daß man es nachher auch wirklich essen kann?“

Nun mußte Luch fast wider Willen lächeln; ein leichtes Rot färbte in ihre Wangen zurück. „Stellen Sie mich auf die Probe, Herr Waltham. Habe ich es nachher nicht recht gemacht, so ist es immer noch Zeit, mich auszuwechseln.“ Sie hielt, wie erschrocken über ihre Kühnheit, wieder inne; sie begriff selbst nicht, woher sie den Mut nahm, dem Minenkönig gegenüber so frisch von der Leber weg zu sprechen.

Doch der lachte schon wieder; nicht das kurze, trockene Lachen von vorhin, das nur in lärmendem Geräusch besteht, sondern jetzt lachten seine Augen mit. Ganz sichtlich freilich, wie rasch ermüdet von der ungewohnten Tätigkeit. „Eine junge amerikanische Lady, die kochen kann! Hören Sie, Fräulein Luch, lassen Sie das Barnum und Bailey nicht hören, sonst kapern Sie die für ihr Museum! — Doch im Ernst“, fuhr er fort, „getrauen Sie sich's wirklich? Es wäre fast zu schön, um wahr zu sein — und überdies, ich kann es Ihnen kaum zumuten.“

„Warum nicht?“ fragte sie unbefangen zurück. „Ob ich für Sie stenographiere oder koche. Ich tu's sehr gern. Ich hatte immer am Kochen Freude. Ich will mir einmal die Vorräte ansehen.“

Als sie nach einer kleinen Weile zurückkehrte, sah sie sehr energisch aus. „Sie brauchen nicht zu verzweifeln, Herr Waltham, ich habe draußen mehr gefunden, als zu einem ganzen Diner nötig ist. Die Herren werden sogar vorzüglich speisen. Es ist bis auf frisches Fleisch alles da. Ich nehme eben Fleisch- und Fischkonserven — das soll man gar nicht schmecken.“

„Na — na!“ meinte er und schaute sie amüsiert an. „Lassen Sie mich nur machen, Herr Waltham. Wir werden das schönste Diner haben. Jetzt ist es zum Kochen freilich noch viel zu früh, die Konserven sind ja ohnehin fertig. Wenn ich in zwei Stunden anfangen werde ich in Madison gerade auftragen können.“

„Alle Wetter!“ Er geriet immer mehr in Bervimmung. „Na, dann nehme ich Ihre freundliche Aus-

hilfe dankend an. Mir fällt ein Stein vom Herzen! Jetzt müssen Sie mich aber entschuldigen. Ich bin ohnehin ein schlechter Gesellschafter. Spielen Sie Klavier und singen Sie. Das war vorhin ein prächtiges Lied. Sie haben eine schöne Stimme. Ich mache mir sonst nicht viel aus Singang, doch Ihnen hörte ich gerne zu.“

Sie errötete vor Vergnügen. Ihr auf den Gefrierpunkt gesunkenes Hoffnungsthermometer begann langsam wieder in die Höhe zu klettern. Dieser Mr. Waltham war im Grunde ein ganz ungänglicher Mensch. Er mochte freilich im Born schrecklich sein können; das hatte er vorhin bewiesen. Vielleicht konnte sie ihn von ihrer Verwendbarkeit überzeugen. Der Gedanke, daß die erträumte Stellung sich nicht verwirklichen sollte, war allzu trübe.

„Lassen Sie sich also nicht stören“, meinte Waltham, sich nach der Tür wendend. „Ich muß das verhängte Verhandlungsprotokoll aus meinen Notizen frisch zusammenstellen, denn Smith wird sofort danach fragen. Na, ich weiß zur Not eine Schreibmaschine zu bedienen.“

„Darf ich Ihnen nicht helfen?“ fragte Luch.

„Sie?“ Er schüttelte mit dem Kopf. „Dieses Fräulein Elgin, wenn ich arbeite, so muß es mit Dampf gehen. Ich habe die bestbezahlten Stenographen in meinem Geschäft, es arbeitet mir aber keiner zu Dank.“

„So versuchen Sie es wenigstens!“ sagte Luch, ihn mutig dabei anschauend. „Was Männer leisten, das kann ich auch. Ich stenographiere schneller, als Sie sprechen können.“

Nun mußte er wieder belustigt lachen. „Sie sind ja ein ganz couragiertes kleines Fräulein!“ Er überlegte. „Nun, versuchen können wir's!“ Damit schritt er auf einen der Wandschränke zu. Als er ihn öffnete, erblickte Luch zu ihrem Erstaunen ein niedriges Pult mit Rollbadeverschluss, das er mühelos vorzog. „Da ist Papier und Schreibzeug genug, die Maschine steht daneben.“ Aus einem mitgebrachten Handkoffer holte er eine Aktentasche, schloß sie auf und entnahm ihr eine Anzahl Papiere. „Sind Sie bereit?“ fragte er. Er hatte sich inzwischen gesetzt und wieder eine seiner Riesenzigarren entzündet. „Na, dann los!“

Zuerst machte ihn die ungewohnte Lage selbst befangen; dazu kam die Schwierigkeit, sich durch die verwinkelten Aufzeichnungen durchzufinden und diese übersichtlich aneinanderzureihen. Darum erfolgte sein Diktat zuerst stockend; er hatte sich zudem vorgenommen, Rücksicht auf die Unzulänglichkeit seiner unverhofften Mitarbeiterin zu nehmen. Doch schon wenige Minuten später war er mitten in seinen Ideen, er vergaß Rücksichtnahme, Ort und Zeit; wie er damals in sachlich bereiteter Ausführung die Bevollmächtigten der Finanzgrößen in gemeinschaftlicher Konferenz von der Durchführbarkeit und absoluten Notwendigkeit seiner Vorschläge derart zu überzeugen verstanden hatte, daß diese von den Versammelten einstimmig als Basis für die späteren endgültigen Abschlüsse angenommen worden waren, so wiederholte er jetzt in gleich lichtvoller und überzeugender Weise seine frühere Rede. Dabei sprach er immer schneller, ohne einen Augenblick aufzusehen.

Luch begriff gar bald, daß es der Anspannung all ihrer Kräfte bedurfte, um mit diesem gleich einem murrenden Springquell von den Lippen rinnenden Diktat gleichen Schritt zu halten. Doch diese Erkenntnis, weit entfernt, ihr den Mut zu rauben, stachelte ihren Ehrgeiz auf das äußerste an. So ließ sie die Hand über das Papier fliegen, und je rascher der Sprechende die Worte hervorstieß, desto schneller stakten sie auch in den magischen Kurzzeichen auf dem Papier.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesesucht. = 22

Je mehr die Welt voll Tränen, desto weniger kommt man zum Weinen.
Karl Geder.



Weihnacht 1915.

Über den Gräbern singt Winterwind,
Frieden die stillen Schläfer umspinnt;
Seid still auch ihr zuckenden Herzen daheim,
Aus fern-fremder Erde quillt schon der Keim,
Was immer auch Liebe an Liebe verlor,
Zu neuem Glanze blüht sie empor
Die leuchtende Blume der Liebe!

Über der Erde schwebt Sternenpracht,
Auf stummen Hügeln ruht Weihenacht;
Auf stummen Hügeln ein Lichtermeer,
Ein Gruß der Sehnsucht zum Sternenheer.
Ein flackerndes Flämmchen, der Liebe geweiht,
Das reicht wohl hinüber zur Ewigkeit,
Zur Flamme der göttlichen Liebe!

Liebe, die müder ward Jahr um Jahr,
Liebe, die fast schon gestorben war,
Sie hat ihre Kraft an Opfern geistlich,
Sie hat sich lachend dem Tode vermählt,
Und was sie dem deutschen Volke gebar,
Das glänzt heute sieghaft und sternklar
Am Weihnachtstag ewiger Liebe!

Über der Heimat bebt Glockenklang,
Seht sich der Kinder Weihnachtsgefang;
Unter dem strahlenden Tannenbaum
Träumen die Herzen den Friedenstraum;
Die Kämpfer daheim und in Feindesland
Umwindet heute mit festem Band
Die wiedererstandene Liebe!

Der hoch Du über den Sternen wohnst
Und über den Reichen der Völker thronst,
Neige Dich gütig zu uns hinab,
Wecke die Schläfer im dunklen Grab;
Führe sie gnädig zum Lichte hinan,
Befreie die Herzen aus Schmerzes Bann
Im Arm erlösender Liebe!

Gans Felgenhauer von und zu Riesa.

z. Zt. Wiesbaden, Rotes Kreuz.



Schach

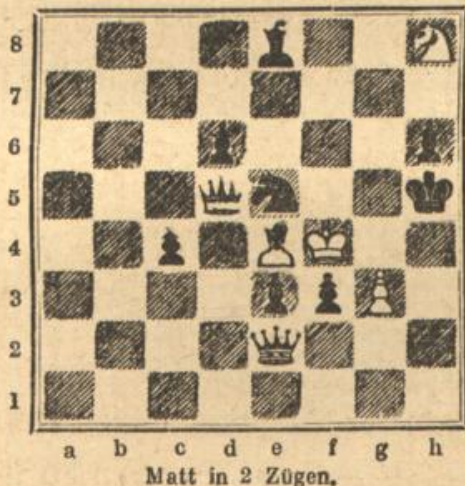
Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 25. Dezember 1915.

Aufgaben.

Nr. 407. B. Semerad (Tidskr. f. Schack.)



Nr. 408. B. J. M. Markx in Amsterdam.

Weiß: Kh1, Dd8, Lf7, Be6, f4, g6, h2. (7 Stück.)

Schwarz: Kg7, Sf5. (2 Stück.) — Matt in 3 Zügen.

Nr. 409. W. Pauly (Ak. Monatsheft f. Schach).

Weiß: Kd4, Tg7, Lg1, Sg6, Bh6. (5 Stück.)

Schwarz: Kf6. (1 Stück.)

Matt in 4 Zügen.

Partie 149. (Spanisch.)

Weiß: Réti. Schwarz: Spielmann.

1. e2—e4	e7—e5	12. Le3×b6	a7×b6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	13. La4—b3†	Kg8—h8
3. Lf1—b5	Sc6—d4	14. d3—d4	Sc7—g6
4. Lb5—a4	Lf8—c5 ¹⁾	15. Td1—d2 ²⁾	f4—f3!
5. 0—0	Sd4×f3†	16. g2—g3	Sg6—f4!
6. Dd1×f3	Sg8—e7	17. g3×f4	Tf8×f4
7. d2—d3	0—0		
8. Lc1—e3	Lc5—b6		
9. Sb1—c3	d7—d6		
10. Tal—d1 ²⁾	f7—f5!		
11. Df3—h5	f5—f4		

Weiß gab hier die Partie auf, weil es gegen die Drohung Lc8—g4 keine ausreichende Verteidigung mehr gibt.

¹⁾ Das ist besser als der sofortige Abtausch auf f3. —
²⁾ Weiß sollte statt dessen, um das drohende f7—f5 zu verhindern, g2—g4 spielen. — ³⁾ Ein Fehler, der zu raschem Verluste führt; f2—f3 mußte geschehen.

Auflösungen.

Nr. 401 (3 Züge). 1. Lb5, Kd5 2. f3; 1. . . . K×f5
2. Ld7+; 1. Lc6 2. Ld3+; 1. . . . ∞ 2. Sc3+.

Nr. 402 (2 Züge). 1. Sc7.

Nr. 403 (2 Züge). 1. Lb3.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. C. und R. St. in Wiesbaden und zu 402 und 403 auch Lilli Lefkowitz in Erbenheim.

Briefkasten. An mehrere Löser: Die Aufgabe Nr. 405 von Pauly ist nicht durch 1. c4—c5 lösbar. Diese Lösung scheitert an 1. . . . e7—e5.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Gleichung.

$$(a - b) + c - (d - e) + f + g = x.$$

a innerer Körperteil, b Mineral, c Geschoß, d Gefäß,
e weiblicher Vorname, f Waffe und Schmuck mancher Tiere,
g Zeitabschnitt, x festliche Zeit.

Weihnachtsrätsel.

Das Christkind schwebt durchs Schlachtgefild.
Da schweigt der wilde Lärm der Waffen.
Und Schützengräben und Batterien
Sind wie von himmlischem Glanz umflossen.
Aus rauhen Kriegerkehlen tönt es,
Das „Stille Nacht, heilige Nacht!“
Und da und dort schimmert ein Lichtlein
Gesteckt auf einige Tannenreiser.
Das ist der deutschen Weihenacht!

Und mächtig dringt durch alle Herzen
Ein hohes, holdes Rätselwort.
Was ist's? Vier Wörter sind zu suchen:
An manchem Bauwerk ist das Eine.
Das Andre nennt ein alt' Gedicht.
Das Dritte sieht man am Gewehre,
Das Vierte ist der Hirten Stolz.
Nimmt man von jedem Wort ein Zeichen,
Hat man des Rätsels Lösung leicht.
Es ist ein Wort aus Himmelshöhen
Und tobt auch noch so wild der Schlachtlärm:
Das Wort wird endlich doch zur Wahrheit.

Tauschrätsel.

Gran, Feder, Reise; — Bern, Gold, Bebel, Wald, Alba; —
Wüste, Altar, Pelz, Base, Harz; — Alsen, Ort, Ding, Falle,
Huld, Wolle Burg, Wesel; — Reis, Fall, Paar, Elbe. —

Von jedem Wort ist durch Umänderung eines Buchstabs ein neues bekanntes Hauptwort zu bilden, jedoch derart, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang einen kaiserlichen Ausspruch bilden.

Rätsel.

Mein erstes Wort ist eine schöne Stadt,
Die mancher Leser wohl bereist schon hat.
Mein zweites Wort kann sehr verschieden sein
Bald zeigt es edel sich, bald ganz gemein;
Mit Füßen tritt man achtslos meist darauf,
Dann wieder lockt's verführerisch zum Kauf.
Das Ganze liegt am schönen Meeresstrand
Und ist als Dramendichter auch bekannt.

Charade.

Er ist ein luftiger Gesell
Und wirbelt sie im Tanze schnell
Je lustiger sich beide drehn,
Je härter sie in Arbeit stehn,
In hartem Dienst für ihren Herrn
Und seine Kundschaft nah und fern.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 591.

Bilderrätsel: Vergeblicher Angriff auf die deutsche Front. — Silbenrätsel: Honnet, Jussuf, Niger, Dondo, England, Nubien, Banane, Unterpfand, Rurutu, Grimsel, Hindenburg, Ludendorf. — Rätsel: Spiegelberg. — Geheimnisvolle Warnungstafel: Soldaten! Vorsicht bei Gesprächen! Spionengefahr! — Worträtsel: Landsturm.

Der Landbote.

Vollständliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

— Erscheint allmonatlich. —

1915.



An unsere Leser!

Wir schließen mit der vorliegenden Nummer den 9. Jahrgang des „Landboten“. Leider überschallt immer noch der Donner der Kanonen den Engelsgefang „Frieden auf Erden“, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß auch das Jahr 1916 noch unter dem blutroten Zeichen des Weltkriegs stehen wird. Es fällt uns weiß Gott schwer, in dieser furchtbaren Zeit, die unendliche Opfer an Gut und Blut und auch an sittlichen Werten fordert, ruhig auf dem stillen Feld des heimischen Volkstums und der Heimatpflege zu schaffen; aber wir wollen trotzdem die Hände nicht ganz in den Schoß legen, sondern auch im neuen Jahr, allerdings in der durch den Krieg nun einmal gebotenen Beschränkung, die friedliche Kulturarbeit zu ihrem Recht kommen lassen, der sich der nun in sein 10. Lebensjahr eintretende „Landbote“ von Anfang an gewidmet hat. Möge wenigstens nächstes Jahr das Weihnachtsfest sein, was es sein soll: ein Fest des Friedens und ein Fest der höchsten und reinsten, alle Welt versöhnenden Menschenliebe!

„Jann Hinnerk Tut“.

Ein Bild aus dem Dorfleben von Rudolf Beckhusen

„Jann Hinnerk Tut!“ Was für ein sonderbarer Name! Eigentlich hieß der Träger desselben Johann Hinrich Habermann und war vor 50 Jahren in das stille Marschdorf an der rechten Unterweser gekommen, ein kleines, etwas verwachsenes Männchen mit leichtem Gepäck und leichtem Sinn.

Beim ersten Bauern klopfte er an und wagte nur schwachen den Wunsch nach Arbeit auszusprechen. Doch der Hofbesitzer maß ihn von unten bis oben mit einem Blick, der etwa sagte: „Du kannst überhaupt nicht arbeiten“, gab ihm einige (Brot*) und ließ den Fremden gehen. Johann Hinrich Habermann klopfte beim zweiten und dritten Bauern an, doch überall dieselben Gesichter und dieselbe ablehnende Antwort. Hier gab's einige Brot, dort ein Butterbrot, aber Arbeit erhielt der Suchende nicht.

So wanderte der Fremdling von Haus zu Haus und kam zum letzten Hof. Dort stand der Besitzer, der alte Meiners, mitten zwischen einer Gänseflocke auf dem Hofplatz, als Johann Hinrich Habermann ihn mit seinem Besuch beehrte und ihm sein Anliegen vorbrachte. Vor lautem Geschnatter hörte der Angeredete nichts, und Meiners lud den kleinen, bündeligen Mann ein, mit ihm auf der vor dem Haus stehenden Wank Plaz zu nehmen. Hier wiederholte der Fremde seine Bitte. Arbeiten konnte der neben ihm Sitzende nicht, dachte der alte Meiners, doch dort stand die verwaltete Gänseflocke, deren bisheriger Hirte ihr vor einigen Tagen untreu geworden war und das Dorf verlassen hatte. So wartete auf jedem Hof eine Anzahl Tiere auf einen neuen Hirten. Meiners hieß den Arbeitsuchenden hier warten, während er selbst von Hof zu Hof ging, und als er nach etwa einer Stunde wieder zurückkam, übertrug er dem Johann Hinrich Habermann die Stelle des Gänsehirtin im Marschdorf. Freilich erhielt der Hirte nicht viel Lohn, für seine Arbeit ob und schlief er bald in diesem Hause und bald in jenem. Wer viel Gänse bei der gemeinsamen Herde hatte, mußte Johann Hinrich

Habermann mehrere Tage Kost und Obdach gewähren, und wer wenig Tiere besaß, brauchte nur für kurze Zeit den Hirten zu beherbergen. Auch fiel hier oder dort ein Kleidungsstück oder ein Paar Schuhe ab, und so nährte die Stelle ihren Mann. Jeden Morgen zog „Jann Hinnerk“, so wurde er bald im Dorf genannt, mit seiner Herde hinaus, und abends lehrte er heim, und jedes Tier fand wieder in seinem Stall. So hütete „Jann Hinnerk“ mit großer Fürsorglichkeit seine Pflegebefohlenen Tag für Tag, Woche für Woche und Jahr für Jahr, und nie fehlte ein Tier oder erlitt sonst Schaden.

Schon 20 Jahre hatte der gewissenhafte Habermann sein Amt zur großen Zufriedenheit der Dorfbewohner verwaltet, da wurde im Gemeindeausschuß beschloffen, die Grasnutzung an den Wegen der Feldmark, die bis dahin den Gänsen als Weide gedient hatte, sollte zukünftig verpachtet werden. Dadurch war das Halten der vielen Tiere nicht mehr möglich und „Jann Hinnerks“ Würde als Gänsehirt hatte ihr Ende erreicht. Bald war das Marschdorf ohne Gänse und „Jann Hinnerk“ ohne Amt.

Glaubt du etwa, daß der frühere Hüter der schnatternden Federträger den Kopf hängen ließ?

Weit gefehlt! Oder meinst du, daß er nun das traute Dorf mit den lieben Leuten verlassen mußte? Nein! „Jann Hinnerk“ hatte sich das Vertrauen der Bevölkerung erworben, und daher hätten die Dorfbewohner ihn auch nicht ziehen lassen. „Jann Hinnerk“ gehörte nun einmal zu ihnen, und er mußte bei ihnen bleiben. Die Schlafstelle stand noch in jedem Haus für den früheren Hirten bereit, und Brot wurde auch noch überall gebaden. Bald mußte er eine Zeitlang auf diesem Hof zubringen, und bald auf jenem, genau so lange wie früher, als „Jann Hinnerk“ noch in Amt und Würden stand.

So vergingen wieder Wochen und Jahre, und „Jann Hinnerk“ war 25 Jahre im Marschdorf an der Unterweser gewesen. Da starb ein anderer „Würdenträger“ des Ortes, der Nachtwächter, und wenig Tage darauf ging ein „Laufgertel“ von Haus zu Haus, auf welchem in ortsüblicher Weise bekanntgegeben wurde, daß die Nachtwächterstelle neu zu besetzen sei. Im ganzen Dorf war man nur einer Meinung: „Jann Hinnerk“ muß Nachtwächter werden! Und bald wurde der frühere Gemeindevorsteher in das Haus des Gemeindevorstehers gerufen und ihm von diesem als Zeichen der neuen Würde erstens der dicke, mollige Nachtwächtermantel überreicht, zweitens der feste Stod mit der Eisenpieke unten dran, und drittens zwei Nachtwächterhörner. Eins davon hatte schon manches Jahr gedient und wurde an den Wochentagen, oder, besser gesagt, in den Wochennächten benutzt. Das zweite aber, ein wahres Prunkstück mit prächtigem Silberbesatz, war von einem reichen Bremer, der aus dem Marschdorf stammte, gestiftet. Dies ließ der Hüter der nächtlichen Ordnung nur in den Sonn- und Festtagsnächten ertönen. So für sein Amt wohl ausgerüstet, verließ der neue Nachtwächter das Haus des Vorstehers, und seit der Zeit führte er auch einen neuen Namen. Der „Jann Hinnerk“ erhielt noch einen Zusatz, der auf die musikalische Seite des Berufs hinwies, fortan hieß Johann Hinrich Habermann „Jann Hinnerk Tut“.

Der Nachtwächterdienst war mit 250 M. besoldet, aber im Dorf bestand eine Sitte, die dem Stelleninhaber noch eine gute Nebeneinnahme in Bargeld und Lebensmitteln einbrachte. Am Silvesterabend zog nämlich der Nachtwächter in jedes Haus und ließ hier auf der großen Diele sein „Tut“ —

*) Brot = eine Bremer Münze.

tut!" ertönen. Dann erschien der Hausherr oder die Hausfrau und nötigten ihn in die beste Stube. Den großen Korb, den „Jann Hinnerk Tut“ trug, ließ er im Windfang stehen. Nun betrat er das festlich beleuchtete Zimmer, wo vielleicht schon an reich gedecktem Tisch eine frohe Gesellschaft weilte. An diesem Abend mußte „Jann Hinnerk Tut“ den Ehrenplatz im Sofa einnehmen, mochte er sich auch noch so sehr sträuben. Doch bevor er sich setzte, sprach er mit singender Stimme seinen üblichen Neujahrswunsch:

„Id gratleer to'n neuen Jahr,
Bäl Glück un Segen immerdar,
Een luttje Deern mit kruse Haar,
Een luttjen Jung mit flinke Been,
De schall Jo datt Geld verdeen'ni!“)

Alle Anwesenden bedankten sich für den Neujahrswunsch, und der alte Gratulant mußte nun tüchtig „tolangen“; denn schon stand der dampfende Punsch vor ihm, und das Hausmütterchen stapelte auf seinen Teller einen wahren Kuchenberg. Der Hausherr unterhielt sich nun mit dem glücklich dreinschauenden Alten wie mit seinesgleichen. Währenddessen huschte die Bäuerin hinaus. Sie holte ein mächtiges Stück Speck und eine dicke Wurst, wickelte sorgfältig einen blanken Taler in ein Stück Papier und legte alles vorsichtig in den großen Korb des Gratulanten und eilte, als ob nichts geschehen, wieder in die beste Stube.

Bald aber erhob sich „Jann Hinnerk Tut“, und obwohl man ihn bat, doch noch etwas zu verweilen, ging er fort aus der frohen Gesellschaft. Der Hausherr geleitete ihn über die Diele. An der Schwere des Korbes bemerkte der Träger, daß die guten Leute ihn reichlich bedacht hatten, und mit einem warmen Händedruck und kurzem Dankeswort verabschiedete sich der Hüter der nächtlichen Ordnung von dem freigebigen Hofbesitzer.

So ging „Jann Hinnerk Tut“ von Haus zu Haus, und sein Korb füllte sich immer mehr und mehr, und wenn er in später Nachtstunde dem kleinen Häuschen an der Dorfstraße zuschritt, konnte er kaum die Last tragen.

Dafür war „Jann Hinnerk Tut“ aber auch gefällig, und er verrichtete mancherlei Dienste, die nicht unmittelbar zu seinem Nachtwächterberuf gehörten. Erwartete jemand im Dorf Zuwachs unter dem Viehbestand, so gab er „Jann Hinnerk Tut“ einen Wint, und dieser leuchtete bei jedem Gang durchs Dorf mit seiner Laterne in den betreffenden Stall, um im gegebenen Augenblick den Besitzer zu wecken. Auch konnte man der Hilfe des alten Wächters nicht entbehren, wenn man mit landwirtschaftlichen Produkten den Wochenmarkt der Unterweherschäde besuchen wollte. Gewöhnlich wurde ein solches Vorhaben dem „Jann Hinnerk Tut“ am Abend vorher gemeldet. Dieser erschien dann pünktlich um 2 oder 3 Uhr, je nachdem es gewünscht war, hinterm Fenster des Marktieziehers und klopfte, damit derselbe zeitig „na'n Gab'n“*) kam. Selbst den Kindern des Dorfes war „Jann Hinnerk Tut“ ein helfender Berater. Golschußfliden und Schlittschuhschärfen, niemand verstand es besser als der freundliche Alte. Wollte ein Kreisel nicht laufen oder der Drachen nicht gut steigen, gleich wußte die Jugend, an wen sie sich zu wenden hatte. Der gute „Jann Hinnerk Tut“ hatte bald den Fehler gefunden und abgestellt, und wie freute er sich dann mit den jubelnden Kindern.

Jahr auf Jahr verging. Die meisten Alten des Marschdorfes sanken ins Grab. „Jann Hinnerk Tut“ aber schritt noch immer, sich auf den eisenbeschlagenen Krüdstock stützend, über die nächtliche Dorfstraße und ließ sein langgezogenes „Tut — tut!“ ertönen.

Am 1. Oktober 1908 feierte er seinen 80. Geburtstag und zugleich sein 25jähriges Nachtwächterjubiläum. Dabei wurde er reichlich geehrt und ausgezeichnet.

Einige Tage später hörte niemand im Dorf das „Tut — tut!“ des Wächters während der Nacht.

Was hatte das zu bedeuten?

Man ging zum Nachtwächterhäuschen, und im Stübchen saß „Jann Hinnerk Tut“, mit dem Nachtwächtermantel angezogen und dem Horn an der Seite im Ruhesessel. In der Hand hielt der Alte das Allgemeine Ehrenzeichen. Das Auge

war geschlossen, um sich nie wieder zu öffnen, und ein glückliches Lächeln ruhte noch auf dem Antlitz. —

Bei der Beerdigung fehlte fast niemand im Dorf, und selbst die Kinder standen ernst und still am Wege. Wer sollte ihnen nun in ihren vielen kleinen Nöten helfen und beistehen? Man trug ja ihren „Jann Hinnerk Tut“ zu Grabe.

In einer Schublade im Stübchen des Nachtwächterhäuschens fand man 2540 M. und dabei einen Zettel, auf dem in schwerfälliger, zitteriger Schrift einige Sätze standen des Inhalts, daß „Jann Hinnerk Tut“ diese Summe seinem Marschdorf hinterlasse mit dem Wunsch, es zu guten Zwecken zu verwenden.

Dieser Wunsch des Verstorbenen wurde und wird noch voll und ganz erfüllt. Einen kleinen Teil des Geldes aber nahm man und setzte dem Geber ein schlichtes Grabmal. Dasselbe trägt folgende Inschrift:

„Hier ruht Johann Hinrich Habermann.

In den Jahren 1859 bis 1900 war er ein treuer Diener unserer Gemeinde.“

Genossenschaft für Bildkunst auf dem Lande.

Die Flekkoer Wilderausstellung.
Von Dr. Johs. Gerriets-Purkswarf (Pesen).

II.

In jeder Weise ansprechend verlief die darauf folgende Aufführung des Volksstücks von Friß Worm „Selbstlose Liebe“ (Verlag von Arwed Strauch, Leipzig). Sein tiefsozialer Inhalt paßte so recht für die sinnige Vorweihnachtszeit. Den Darstellern, ausschließlich Flekkoern, war in den Rollen zum Teil eine schwierige Aufgabe gesetzt, die sie aber durchaus glücklich lösten. Dies alles trug dazu bei, daß die Besucher — über 200 —, die trotz des überaus schlechten Wetters den vielfach grundlosen Weg nicht gescheut hatten, einen recht günstigen Eindruck mit nach Haus nahmen. Am Sonntag wurde ein Eintrittsgeld von 20 Pf. für die Person erhoben.

An dieser Stelle sei ein kurzes Wort über das finanzielle Ergebnis nachgetragen. Die Unkosten, die die Wilderausstellung verursachte, setzen sich zusammen aus: 1. Transportkosten: a) Bahnfracht 21,45 M., b) An- und Abfuhr der Wilder zum Bahnhof 10 M., c) Trinkgelder, Frachtbriele, Postauslagen, Telegrammgebühren 3,10 M. 2. Leihgebühren: a) für die Ausstellung B „Kleine Wilderausstellung“ 5 M., b) für die Ausstellung C „Hausbilberei“ 5 M., c) für den Lichtbildervortrag: „Bildkunst fürs Haus“ 6,40 M. 3. Drucksachen: Wilderverzeichnisse, Führer durch die Ausstellung 4 M., 4. Für Programme 6 M., 5. Saalmiete, Heizung und Beleuchtung 14,30 M., zusammen 75,25 M. Die Gesamtkosten für die Wilderausstellung und die Veranstaltung der verschiedenen Volksunterhaltungsabende betragen insgesamt 174,85 M.

Legen wir die rein zahlenmäßigen Ergebnisse zugrunde, erkennen wir, daß die in Flekko veranstaltete Wilderausstellung trotz der eifrigsten Bemühungen nicht den erhofften Erfolg brachte. Die Besucherzahl war ziemlich gering. Die Wilderbestellung — d. h. Wilder ohne Rahmen — belief sich auf nur 20 M. Wenn wir auch die unbeständige Witterung nicht ganz außer acht lassen wollen, so liegt doch der Kernpunkt in einem anderen Umstand. Die Landbevölkerung ist für einen derartigen Kunstgenuss nicht ohne weiteres reif. Dafür ein Beispiel: Als ich gelegentlich mit einem älteren, sonst recht rührigen Landwirt die Ausstellung durchschritt, verwies ich auf das bekannte Bild: „Von uns die Arbeit, von Gott der Segen“. Nun, erwiderte der betreffende Dörfler, dies Stück gefällt mir ganz und gar nicht, das ist viel zu steif. Was soll das überhaupt? Ein Ahrenfeld habe ich jeden Tag vor Augen, ich will an der Wand etwas sehen, was ich sonst nicht zu Gesicht bekomme, ein Schiff, eine Fabrik.“ — Der Landbewohner kennt die Schönheiten seines Dorfes gar nicht mehr, sein Auge sieht daran vorbei. Er muß nach und nach auf den Kunstgenuss erzogen werden.

Wie läßt sich das erreichen? In Ermangelung bestimmter Tatsachen sei eine kleine Anregung gegeben.

In fast allen Dörfern bestehen heute Spar- und Darlehnskassen. Diese führen nach genügender innerer Erstar-

*) Alter Ofterstader Neujahrswunsch.

**) Plattdeutsche Bezeichnung für Bremerhaven.

kung aus ihrem Wohlfahrtsfonds jährlich einen bestimmten Betrag an die Wilmowski-Stiftung ab. Diese liefert dafür teilweise eine Anzahl Bilder, Wechselrahmen und Sammelmappen, die im Geschäftsraum des Rechners ausliegen. Nach Ablauf einer bestimmten Zeit, ein halbes oder ein ganzes Jahr, werden die Bilder und Mappen von der Stiftung gegen eine andere Serie ausgewechselt.

Der rege und ständig wachsende Geschäftsverkehr der ländlichen Genossenschaften bringt die Genossen im Lauf des Jahres wiederholt in den Arbeitsraum des Rechners. Sehen sie nun die guten Bilder, die Abschnitte des Landlebens darstellen, gibt der Rechner dazu gelegentlich einige erläuternde Erklärungen, so bildet sich bei dem Dörfner ganz von selbst der gewollte Kunstsinne aus. Er braucht nur wiederholt darauf gestoßen zu werden.

Allerdings hängt der Erfolg oder Misserfolg dieser Einrichtung von der Person des Rechners ab. Da dieses verantwortungsvolle Amt, das im Sinne Raiffeisens einen durch und durch sozialen Grundzug trägt, indes nur Herren anvertraut wird, die die Gewähr dafür bieten, daß sie ihm gerecht werden, so möchte ich für die zweckmäßige und segenspendende Durchführung bürgen. Dies um so mehr, als vielfach gerade rührige Landlehrer und Gemeindevorsteher diesen Posten versehen, die dank ihres Berufs schon mitten in der Jugend- und ländlichen Wohlfahrtspflege stehen. Für sie bedeutet das kaum eine weitere schwere Belastung, auch schon deshalb nicht, als sie dadurch ohne besondere Kosten ihren Arbeitsraum anheimelnd ausstatten.

Ist aber die Bewohnerschaft einer Gegend unmerklich, aber in ganz bestimmter Richtung geschult, so vermag nichts einer im Rahmen der Wilmowski-Stiftung veranstalteten Bilderausstellung an erziehlischem und genuehreichem Wert gleichzukommen, weil man sich derart die regste Teilnahme dafür sicherte.

Am geeignetsten erscheint, nach Klebner Verhältnissen zu urteilen, die gerechte Bilderausstellung im Sinne der Wilmowski-Stiftung in den Weihnachts-, Oster- oder Pfingstferien in den Klassenräumen einer Schule oder einem Gemeindehaus zu zeigen. Es kommen sodann auch Leute ein, die keine Alkoholfreunde sind. Der Lehrer — als Veranstalter — vermag so leicht und eingehend die Bildersammlung zu studieren und sich den Besuchern jederzeit zu widmen. Zudem hat er in diesem Fall das Verkaufslager gleich bei der Hand und kann jedem das Gewünschte alsbald aushändigen.

Möge diese anspruchsfreie Anregung — denn weiter soll sie nichts sein — dazu beitragen, unsere Dorfbevölkerung mit gutem Bildschmuck vertraut zu machen und den Innenräumen einen anheimelnden Ansitz zu verleihen.

Wir stehen hier vor einer großen und schweren Aufgabe. Sei das ein Ansporn für uns, emsig zu schaffen, das Eis zum Schmelzen zu bringen. Lehren wir den Dörfner, daß nicht die Jagd nach dem „blanken Nidel“ das Höchste darstellt, sondern führen wir ihn dahin, daß selbst an einem mihmutig regennassen Tage durch alle Sorge über das verderbende Heu ein wenig tröstliche Freude über die Schönheit seines ihm gegenüberhängenden „pflügenden Bauern“ und die Pracht seiner im Nebeldunst dampfenden Wiese siegend durchbricht.

Gelingt uns dies, — dann ist das Ziel erreicht.

Kalender für 1916.

Die Kalender scheinen dieses Jahr weniger zahlreich zu sein. Der Krieg hat jedenfalls manchen Kalendermacher zur vorsichtigen Zurückhaltung veranlaßt. Einige der Bekanntesten und beliebtesten Volks- und Familienkalender haben sich aber doch auch im zweiten Kriegsjahr herausgewagt, allen voran der seit Urgroßvaters Zeiten im besten Andenken stehende „Lahrer Sinkende Bote“. Sein Ausbleiben wäre zweifellos von seinen Freunden schmerzlich empfunden worden. Er trägt den Ereignissen der Gegenwart Rechnung, plaudert in seiner bekannten gut volkstümlichen Weise von den Weltbegebenheiten, hält seinen Lesern eine kräftige Standrede vom Feldzug der Daseinsgebliebenen und wartet mit einer ganzen Menge guter Erzählungen auf. Wir wünschen dem im Verlag von Moritz Schauenburg in Jahr i. B. erscheinenden biederem Alten eine gesegnete Wanderschaft! In demselben Verlag erscheint „Hebels Rheinländischer Hausfreund“; auch er trägt in Wort und Bild der großen

und schweren Zeit Rechnung. — Im Verlag von Friedrich Lometsch in Kassel ist der „Hessische Volkskalender“ im 93. Jahrgang erschienen. Das beliebte hessische Familienbuch wird jetzt von Pfarrer Ellenberg in Marienberg bei Kassel herausgegeben. Der Inhalt ist gut; natürlich steht auch dieser Kalender im Zeichen des Weltkriegs. — Der im Verlag von G. M. Poppen u. Sohn in Freiburg i. Br. erscheinende „Schwarzwaldkalender“ hat sich ebenfalls dem Echo der eisernen Zeit nicht verschließen können. Die Bilder sind gut, die Erzählungen passen in den Rahmen eines Volkskalenders. — Der von dem Lehrer und Schriftsteller J. B. Laßleben und dem Kunstmaler Albert Reich seit einigen Jahren im Oberpfalz-Verlag (Kallmünz bei Regensburg) herausgegebene „Nordgau-Kalender“ gehört zu den Kalendern, die sich durch den Kunstwert ihres Bildermaterials über die Masse erheben. Auch der Jahrgang 1916 zeichnet sich durch prächtige Zeichnungen Reichs aus. Sehr schön sind auch die oberpfälzische Haustypen darstellenden Monatsbilder. Der textliche Teil ist gut volkstümlich und literarisch wertvoll. Oberpfälzern und Bayern wird der Kalender ein liebes Heimatbuch sein.

Auch eine Anzahl Kalendererzählungen hat der Krieg hervorgebracht; zwei davon verdienen besondere Beachtung. Der eine ist in der Brandtschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen und von dem badiischen Schriftsteller Anton Fendrich herausgegeben worden, der ihm den Namen: „Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1916“ gegeben hat. Der Kalendermacher hat sich mit Glück bemüht, volkstümlich zu erzählen und vorzutragen, und zwar in der Art seines berühmten, aber unnochahmlichen Landsmanns J. B. Hebel. Alles in diesem Kalender hat uns gefallen, bis auf die vielen Verse, die deutschen Männern gewidmet werden, die in diesem Krieg eine Rolle spielen. Hier ist es dem Herausgeber, oder wer sonst der Verfasser der Gedichte ist, nicht geglückt, seine Leier auf einen echt volkstümlichen Ton zu stimmen. Einige der Gedichte sind direkt flach, nichts sagend, wie z. B. dieses:

Zu unsern Allerbesten
Zählt Bülow, der Feldmarschall,
Der ist da drüben im Westen
Stets nirgends und überall.
Gesichert, wer auf ihn baut!
Auf ihn ist gut Verlaß!
Denn wo der einmal hinhaut,
Da wächst so bald kein Gras!

„Der deutsche Kriegs-Kalender 1916“, den der „Verein für das Deutschtum im Ausland“ „für unsere Feldgrauen und Blaujaden“ im Verlag von Gerhard Stalling (Oldenburg i. Gr.) herausgegeben hat, ist hübsch ausgestattet und recht vielseitig innerhalb des begrenzten Gebiets. Zu seinen Mitarbeitern zählen u. a. ein General, ein Konteradmiral, ein Generalleutnant und der Generalsekretär des „B. f. d. D. i. A.“. Der Kalender ist hauptsächlich als Liebesgabe gedacht; im letzten Jahr ist er in 30 000 Exemplaren ins Feld gewandert. Er verdient eine warme Empfehlung.

Umschau.

* Eine alt-hessische Weihnachtsabgabe. Drüben in Ruß hessen haben sich alte merkwürdige Abgaben bis in das Ende des 19. Jahrhunderts hinübergerettet. Besonders waren es Pfarrer und Lehrer, die als Besoldungsteil solche Naturalabgaben zu empfangen hatten. Von einer der sonderbarsten sei heute die Rede. Sie hatte am Tage vor Weihnachten zu fallen und hieß der „Christstod“. Am Tage vor Weihnachten erschienen zu einer vom Lehrer bestimmten Stunde alle Schüler, Mädchen und Knaben, groß und klein, und trugen jedes ein Scheit Holz auf der Schulter, das war der Christstod. Meist fiel die Abgabe ganz gut aus, besonders wenn die Schülerzahl groß und der Lehrer beliebt war. Im anderen Fall kam aber ein klägliches Ergebnis zustande. Dieser „Christstod“ war nicht etwa ein Geschenk, das von dem guten Willen der Eltern abhängig war, sondern er war wirklich ein Teil der Besoldung des Lehrers und stand als solcher, wenn auch ohne Anrechnung, in der schriftlichen Besoldungsordnung. Das Holz sollte in Pflanzgemeinden zur Heigung

des Schulsaals dienen, in dem sich am Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst Pfarrer und Kirchenältesten aufzuhalten pflegten.

Schulsparkassen. Nach den Ergebnissen einiger Schulsparkassen zu urteilen, hat auch die Sparsamkeit bei diesen Kassen während des Krieges nicht nachgelassen. Meistens ist sogar die ersparte Jahressumme größer als im Frieden. Besonders in den Herbstwochen waren die wöchentlich eingegangenen Summen erstaunlich hoch. Offenbar brachten die Kinder einen Teil ihres Verdienstes aus dem Eichensammeln zum Sparen. Die Beobachtungen beziehen sich auf rein ländliche Verhältnisse, wo bekanntlich der Geldzufluß in die Haushaltungen nicht abgenommen, sondern größer geworden ist.

W.-N.

Nutzbarmachung des Oblandes. Weite Flächen auf den Höhen des Westerwaldes weisen noch unfruchtbares Obland auf. Heidekraut wuchert dort, den Wanderer im Sommer mit seinem Blütenpurpur erfreuend, und Ginstergebüsch, die Gänge im Frühjahr in liches Gold tauchend. Schön sind sie, aber wenig nutzbringend. Vor Jahrzehnten sah man dort wohl den Hirten stehen, auf den Stab gelehnt, und um ihn her die Kuhherde, eifrig die kurzen Grashalme rufend. Oder die Kuhherde läutet hindurch und der Kuhhirte mit dem Klingelstab hütet sie. Die Weidewirtschaft ist auf dem Westerwald zurückgegangen, da man die Stallhaltung für rentabler hält. Die Schafzucht aber hat fast ganz aufgehört. Seit Jahrzehnten ist man daher bestrebt, das öd liegende Land aufzuforsten, und hat daselbst bis heute mit viel Erfolg geübt. Auf den Höhenrücken des Gebirges zieht sich mancher stolze Tannenwald hin und Tannenjugend sproßt in den Gründen. Schöne Einnahme versprechen sie für die Zukunft. Doch die Welt von heute rechnet mit der Gegenwart. Über unser Land ist Krieg hereingebrachen, und man sucht Mittel und Wege, unser Volk und Heer mit dem zur Verfügung stehenden Brotgetreide zu versorgen. Zunächst bis zur Ernte. Dann aber muß man bestrebt sein, mehr als bisher anzubauen, die Fläche des angebauten Bodens zu vergrößern. Der Boden unserer Obländer ist nicht etwa unfruchtbar und steinig. Weite Strecken liegen da mit fruchtbarem Lehm. Die würden wogendes Getreide tragen, wie sie jetzt in seltener Äppigkeit Heidekraut und Ginstern ernähren. Diese Strecken umzuordnen, ist nicht nur Pflicht der Westerwaldgemeinden, sondern das gebietet die Not unseres Vaterlandes schon. Arbeitskräfte würden sich dazu wohl finden lassen. Doch auch wären Gefangene, die mit ihren Hunderttausenden zählen an dem Getreidevorrat unseres Landes, die geeigneten Hilfskräfte. Das scheint man auch auf dem Westerwald einzusehen. In den Gegenden Wienau, Elgert und Dierdorf im unteren Westerwald, in denen sich große Flächen Obland befinden (Gemeinde Wienau allein etwa 200 Morgen), ist man diesem Gedanken nähergetreten. Vor einiger Zeit fand bereits eine Besichtigung der Obländer durch den Landrat des Kreises Neuwied statt in Begleitung mehrerer Offiziere. Wie wir hören, soll mit der Ausführung des Gedankens bald begonnen werden. Das Beispiel dieser Gemeinden sollte auch andere Westerwaldgemeinden veranlassen, auf diese Weise der Not des Vaterlandes zu wehren und damit gleichzeitig Werte zu schaffen, die die aufgewendete Mühe vielfach lohnten.

R. D.

*** Pflanz Obstbäume.** Trotz des Krieges liegt unserer Staatsverwaltung die Pflege der Obstbaumgucht sehr am Herzen. Da die Anträge auf Staatshilfen zur Anpflanzung von Obstbäumen gegen die Vorjahre erheblich zurückgeblieben waren, weist der Landwirtschaftsminister in einem neuen Erlass die Regierungspräsidenten und Landwirtschaftskammern erneut darauf hin, wie erwünscht und zweckmäßig es ist, trotz des Krieges Obst-, Nuß- und Forstpflanzungen auszuführen und zu vollenden, wenn sie schon geplant oder in Angriff genommen sind. Die Zahl der Obstbäume, die für die jetzige Pflanzung zur Verfügung stehen, wird auf 20 Millionen geschätzt, alles erstklassige, verkaufsfertige Obstbäume der verschiedenen Formen und Altersklassen aus deutschen Baumschulen. Die Baumschulbesitzer haben trotz der wesentlich höheren Kosten ihre Mindestpreise nicht herabgesetzt. Bei der großen Bedeutung unserer Obsterteile für die Volksernährung sollen deshalb die beteiligten Kreise auf die Inangriffnahme weiterer Anpflanzungen hinarbeiten. Es muß als eine vaterländische Pflicht angesehen werden, nur deutsche Erzeugnisse zu kaufen.

*** Kinder und Tanzlustbarkeiten.** Eine Polizeiverordnung des Wiesbadener Regierungspräsidenten vom 20. Februar 1912 stellt die Teilnahme von Schulkindern an Tanzlustbarkeiten unter Verbot, es sei denn, daß sie sich in Begleitung von Erwachsenen befinden. Auch die Schule ist überall darauf bedacht, die Kinder von Tanzsälen fernzuhalten. Das ist eigentlich so selbstverständlich, daß es kaum erforderlich wäre, noch besonders darauf hinzuweisen. Auf dem Lande wird aber noch vielfach darüber geklagt, daß Mütter ihre gesamte Jugend mit zu den Festlichkeiten nehmen, um nicht selbst daheim bleiben zu müssen, vereinzelt sogar aus Trieb gegen die Schule und unter Poche auf das elterliche Recht. Es kommt sogar das kaum Glaubliche vor, daß für die Jugend zu besonderen Tänzen aufgespielt wird. Ein Bericht der Kreissynode Weilburg stellt das ausdrücklich fest. Auch ohne Begleitung werden im Bereich dieser Synode Kinder nicht selten auf Wällen gesehen, und es ist nach derselben Stelle wenig dagegen zu machen, weil das Publikum den Unfug unterstützt. Bei dem allerdings recht behäbigen Begriff „Erwachsene“ nämlich findet sich stets jemand, der für die Kinder den Begleiter abzugeben geneigt ist. Die Synode Weilburg verlangt daher die Aufhebung der Verordnung des Regierungspräsidenten und das unbedingte Verbot des Besuchs der Tanzlustbarkeiten durch die Schulkinder, wenigstens zur Nachtzeit. Bei Konfirmierten unter 16 Jahren verlangt dieselbe Synode die Begleitung der Eltern bei dem Besuch des Tanzbodens.

wc.

*** Dieses „kaum Glaubliche“ kommt auch in den Städten vor, in denen die „Kinderbälle“ weit häufiger sind als auf dem Lande. Es ist überhaupt wenig angebracht, in dieser Beziehung die ländliche Bevölkerung als besonders leichtfertig hinzustellen. Die Regierungspräsidenten vom 20. Februar 1912 genügt vollkommen, wenn sie nur gehandhabt wird. Ein Grund, sie zugunsten einer verschärften Verordnung aufzuheben, liegt nicht vor. (Die Schrift.)**

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1915.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Nummern des Landboten. Erzählungen und Gedichte sind nicht berücksichtigt.)

Wohlfahrtspflege. Förderung des Obstbaus 1, 7. Gemeinnütziger Bauverein für den Distrikt 2. Förderung der Nußbaumzucht 4. Das Sammeln von Arzneipflanzen 5. Beerenlesen verboten 6. Kleinwohnungen 6. Der Zug vom Lande 6. Krankenpflege auf dem Lande 7, 8. Schafzucht 7. Gartenbau 7. Anpflanzung von Nußbäumen 10. Der Wald 11.

Heimatschutz und -pflege. Gedenken und Friedenskinden 1. Ein nachahmenswertes Beispiel 1. Westerwälder Bauart einst und jetzt 6. Geldentwertung und Denkmäler 8. Dorf-Museum 8. Kriegergedenktafeln in Kirchen 9. Unsere Heimat und der Krieg 10. Kriegs-Dorfzeitungen für die Feldgrauen 10.

Bildung und Erziehung. So schreiben Barbaren 8. Die Aufgaben der Jugendpflege während der Kriegszeit 8. Refestunden im Schützengraben 8. Der Handarbeitsunterricht in Volksschulmädchenklassen 9. Haushaltungsschulen 9. Genossenschaft und Zukunft auf dem Lande 11.

Brauch und Sitte. Spinnstube und Krieg 2. Volks-humor und Volksbrauch im Raum und in den Rheinlanden 3, 4. Der Kuckuck im Volkstum 4. Über Bauern-pisse 5. Opern im nassauischen Sprachgebrauch 5, 6. Land-läufige Redensarten 6. Eine Volkslied- und Dienst- des Krieges 7. Kindtaufführung in früherer Zeit im Raum 9. Hengstzeichen in Haus und Hof 9. Ein neuer Hut für den Hirten 11.

Übergläub. Krieg und Übergläub 7, 9, 10. Verschiedenes. Adolf Gebauer † 1. Das Treiben von Frühkartoffeln 1. Soldatenlieder vom Kriegsschauplatz 1, 2. Unser tägliches Brot 2. Kriegererinnerungen aus Seel-had 2. Ein Lied für Kriegsangehörige 2. Kriegsbrot 2. Der Westerwald und die Wälder 3. Zu Hause bleiben 3. Der letzte Strohhalm des Westerwaldes 3. Friede 3. Nicht der letzte Strohhalm 4. Aus dem Kampfbüchlein 4. Aushebung von Katen 6. Die Ernte der Städte 7. Kriegsbriefe und -gebühren 8. Schiller- und Schillingsherbergen des West- waldes 8. Der Schützengraben 9. Deutsche Lieder in Flandern 9. Kriegerlieder 10. Ländliches Winterleben 11.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915. 

Nr. 26.

Weihnachten 1915.

Von Marie Sauer, Wiesbaden.



(Nachdruck verboten.)

Und wieder schließt sich des Jahres Kreis . . .
War einmal Friede in Erdenlanden?
Haben wir unter dem Tannenreis
Mit selig verträumten Blicken gestanden . . .?
In Liebe vereint . . . in Frieden beisammen —
Ach, uns umbrandet ein Meer von Flammen!

Da wir die letzte Tanne geschmückt,
Bebten die Hände . . . bangten die Herzen . . .
Sahen durch zitternden Tränenflor
In die hoffnungkündenden Kerzen.
Irrten auch sie nun um ferne Hügel —
Trägt sie die Sehnsucht auf schmerzendem Flügel . . .?

Droben leuchtet der Weihnachtsstern . . .
Priesterlich laßt uns die Kerzen entzünden!
Daß sich die Herzen von nah und fern
In ihrem heiligen Glanze finden.
„Liebe“ leuchtet ihr himmlisches Scheinen . . .
Liebe flüstert: „Hör auf zu weinen!“

Liebe zündet ihr Lichtlein an,
Wo keine Erdenschritte mehr schreiten.
Liebe schmiegt sich an Liebe an:
Und müßte sie wandern durch alle Weiten.
Und kann sie hienieden kein Grab mehr schmücken —
Liebe darf in den Himmel blicken!



Dirk Boikens Weihnachtsgeschenk

Novelle von Anna Gade, Bardowiek.

(Nachdruck verboten.)

Ein rauher Nordwest strich heulend über die Weite der schwarzen Wintersee und peitschte mit wildem Ungeflügel großflockige Schneeschauer vor sich her.

Dirk Boikens stapfte durch die Dämmerung des sinkenden Christabends auf einen der einsamen Marschhöfe zu, die hart im Schutze des Nordseedeiches schliefen. Mit einer stillen Wollust stemmte er sich gegen die harte Wucht des Windes; es war ja die Heimatluft, die ihn so stürmisch begrüßte, deren salziger Hauch ihm brennend die Lippen netzte.

Fünf Monate über ein Jahr war's her, daß er zum letzten Mal hier über den Deich gewandert war, daß er zum letzten Mal Inge Magnussens schlanke Gestalt im Türrahmen des trostigen alten Krieseenhauses hatte stehen sehen, vom Goldglanz der Abendsonne umloht.

Oft, unzählige Male hatte er in fernem Feindesland, im Wachen und Träumen und strömenden Regen stockdunkler Polemächte Inge Magnussen gesehen, wie sie Gerd Sonkes nachblickte, in einem stummen, so eigen hoheitsvollen Schmerz.

Sie hatte nicht geweint wie alle die anderen, die Bräute, die Mütter und jungen Frauen, denen der Krieg ein Stück ihres Herzens nahm. Ihr blaßes Gesicht war unbewegt geblieben, nur die Augen so tot und dunkel, als sei ein Licht darin erloschen.

Gerd Sonkes, der an jenem Sommerabend mit ihm in den Krieg gezogen war, hatte sich lange nach ihr umgesehen, bis ihm die Biegung des Deiches die schlanke Mädchengestalt entzog. Es mochte wohl hart sein, eine wie Inge Magnussen zurücklassen zu müssen, das Härteste, wem aus den Armen ein unerfülltes Glück gerissen wurde.

Dirk Boikens ließ kein Glück zurück. Er hatte Gerd Sonkes getröstet in seinem jungen Bräutigamschmerz, — Weihnachten waren sie wieder daheim! Sie hatten es alle gehofft und geglaubt. Mit Scherzen hatte er ihn getröstet und mit lachendem Mund, trotzdem ihn dabei urplötzlich ein seltsam heißes, eiskaltes Gefühl durchzuckt, ein grausames Hoffen, das wie ein Blitz die tiefsten Tiefen seiner Seele durchfuhr, das jählings in ihm ausloderte wie die entfesselte Glut eines Feuers, das lange heimlich geschwelt.

Der Krieg, der große, erbarmungslose Umgestalter, — wie viele warme Bande zerriß er mit mitleidloser Hand! Wie viele davon vielleicht für immer.

Gerd Sonkes vor allen hatte ihn so hoffnungsvoll und arglos aufgenommen, diesen kurzichtigen Trost. Weihnacht, wenn dann der Krieg vorbei war, dann wurde Inge Magnussen sein Weib, sie hatten es sich fest versprochen! —

Nun war schon zum zweiten Mal der Winter mit Schnee und flirrendem Frost ins Land gezogen und die zweite Weihnacht angebrochen. Gerd Sonkes aber hatte sein Wort nicht eingelöst, er war nicht wiedergekehrt wie viele der tapferen Kameraden, trotzdem da oben am sturmumbräunten Nordseedeich eine blonde Braut sehnsüchtig gewartet hatte und ein Glück für ihn gehütet.

Auf einem gefährvollen freiwilligen Erkundungsgang im fernen Osten, auf dem sie von einer feindlichen Patrouille überfallen waren und von dem nur er, Dirk Boikens, lebend entkommen und erst nach tagen- und nächtelangen Irrfahrten wieder zu seinem Truppenteil zurückgefunden war, hatte eine Russentafel das Leben Gerd Sonkes und das des anderen Kameraden jäh beendet.

Er hatte es Inge Magnussen geschrieben, sobald er Zeit dazu gefunden, und ihr eine rote Wildnelke, die am Wegrand geblüht, wo Gerd Sonkes sein Leben ge-

lassen, mit in den Brief gelegt. Vier Wochen später hatten auch die Eltern des Gefallenen die amtliche Nachricht und das für seine Tapferkeit ihm zugedachte Eisernes Kreuz erhalten.

Drei Monate über ein Jahr waren darüber hingegangen, seit Inge Magnussens Glück gestorben war. Eine kurze Zeit. Eine lange Zeit! Er wußte es aus ihren Briefen, wußte es aus heimlichen Erkundigungen, sie rang in ihrer schwerblütigen Art, obgleich sie es nicht zeigte, noch immer hart mit dem Leid. Gerd Sonkes lebte noch immer um sie. Konnten Tote so machtvoll sein? Aber Inge Magnussen war jung und würde sich abfinden mit dem, was unabänderlich war. Sie würde das Lachen wieder lernen, das Leben sie wieder in seine Arme nehmen und ihr die Wangen rot küssen.

Dirk Boikens atmete schwer. Und wenn nichts weiter sie in seine Arme führte wie ein freundschaftliches Gefühl für ihn und die nüchterne Vernunft. Ihr Vater war tot, Geschwister besaß sie nicht, es mußte doch wieder ein Mann auf den Hof. Die Mutter würde ihr zureden; auch er war eines vermögenden Bauern Sohn und Gerd Sonkes treuester Freund gewesen.

Dirk Boikens markige Gesichtszüge, in die die Mühe und Grauen des Krieges ihre ehernen Linien gegraben, schienen plötzlich noch schärfer gemeißelt. Ein Laut rang sich aus seinem Mund und irrte in das Dunkel der Nacht. Ein Laut wie von heimlicher Qual. Hart biß er die Lippen zusammen und warf den Kopf zurück. Wena er's nur erst erreicht!

Ganz still wollte er ihre Hand nehmen. Er fühlte, er durfte ihr noch nicht zeigen, wie ihn die Sehnsucht nach ihr zerriß.

Aber er ging dann nicht wie Gerd Sonkes. Ein harter Wille brannte in ihm. Und er fühlte es, der Kraft dieses Willens würde sie sich beugen. Inge Magnussen sollte sein werden, ganz sein! Bald, bevor noch das alte Jahr zur Neige, bevor sein Urlaub zu Ende ging. Sie ließen sich kriegsrauen, in aller Stille. Er brauchte die Gewißheit, die Sicherheit des Besizes! Er wollte das Glück in seine Arme zwingen, bevor er von neuem in den Krieg zog, in diesen Krieg, aus dem so viele und gerade die, auf die das Glück noch wartete, nicht wiederkehrten. Ob es lang, ob es kurz gewesen, was tat es! Wenn Inge Magnussen sein Weib geworden, ein einzig Mal in seinen Armen geruht, er würde auch im glühendsten Granatenhagel dem Tode lachend ins Gesicht sehen! —

Der Weg machte eine Biegung. Ein rötlich schwacher Lichtschein grüßte aus dem Dunkel des Winterabends zu ihm herauf. Er war gut ausgeschritten, dort unten hockte schon unter warmer Strohdachkappe Jan Nifens Schifferhaus.

Er überlegte — ob er dem Alten im Vorübergehen auch gleich mal guten Abend sagte? Eigentlich hatte er keine Ruh' dazu, aber wer wußte, ob er später noch Zeit dazu fand; und Jan Nifens würde sich schwer gekränkt fühlen, wenn er erfuhr, daß er, Dirk Boikens, auf Urlaub gewesen und an ihm vorüber gegangen war.

Doch Jan Nifens war nicht daheim. Nur Göntje, die junge Dienstmagd, die ein in der Stube spielendes Großkind des Hauses betreute, und Jens Karsten, der kleine Knecht, der neugierig den Kopf aus der Küchentür steckte. Jan Nifens mußte aber bald wiederkommen, er war schon vor Mittag mit der Tochter, die auf Besuch bei ihm weilte, zu Einkäufen in die Stadt gefahren.

Dirk Boikens überlegte, — wenn's nicht zu lange dauerte! — bestellte sich dann etwas zu trinken und setzte sich an den Tisch. Voll brennender Ungeduld zog er die Uhr, aber Göntje Nielsen war heut besonders

sitz und stellte ihm bereits nach wenigen Minuten die dampfende Tasse vor. Sie zögerte noch ein Weilchen, doch der einsame feldgraue Gast, von dem sie so gern ein bißchen vom Krieg gehört und wofür er wohl das Eiserne Kreuz bekommen, erwies sich als wenig ermunternd dazu und war scheinbar lieber allein mit sich.

Schon hielt sie die Türklinke in der Hand, da kehrte sie wieder um, um schnell noch mal nach dem Feuer im Ofen zu sehen. Es war auch richtig schon am Verglimmen, und wenn Jan Nifens aus der Kälte heimkam und es nicht mehr warm genug fand, dann konnte er eßlig werden. Sie langte hinter den Schenkschrank und zog einen Stapel Papier hervor, mit dem sie das Feuer wieder entfachte, und als der kleine Jürgen, der auf dem Fußboden spielte, nach Kinderart verlangend die Händchen ausstreckte, gab sie auch ihm, bevor sie hinausging, einen Pack der alten Zeitungen hin, dann war er beschäftigt und erstmal wieder eine Zeitlang zufrieden.

Dirk Boikens rührte derweil verkommen in seiner Tasse und sah mit einem Lächeln auf den Kleinen, der zu seinen Füßen spielte. Eine Weicheit trat in die Augen des Mannes, — Wünsche und dunkle Sehnsüchte.

Welch drolliges Kerlchen! Mit einer stillen Vergnügtheit wühlten die Fäustchen in dem raschelnden Papier umher. Und wie klug er schon war, — jetzt zogen die Händchen zwischen den Zeitungen sogar einen „Brief“ hervor, einen gelblichen großen Briefumschlag, in dem offenbar irgendeine belanglose Drucksache steckte. Richtig, ein bunter Weihnachtskatalog fiel heraus, der für Jan Nifens wohl kein Interesse gehabt, und mit ihm eine Karte, die dem Kleinen weniger anziehend erschien und die er in einem plötzlichen großmütigen Impuls dem fremden Gast hinreichte.

Dirk Boikens bedankte sich lächelnd; gedankenverloren hielt er die Karte umfaßt und träumte vor sich hin. Der Wind strich ums Haus, rüttelte an den Fenstern und sang im Schornstein ein vieltönig Lied. Bald schien er zu jauchzen und bald zu klagen. Von Inge Magnussen sang er ihm — und von einem andern, dem ihre Liebe gehört, der ihre Lippen geküßt und nun so still und kalt in fernem Feindesland drei Schuh' unter der Erde schlief.

Und plötzlich war's, als ob eine Lähmung durch die Gestalt des Träumenden ging.

Er beugte sich vor, weiter in den Lichtkreis der kleinen Petroleumlampe, die über dem Tische hing. So saß er, minutenlang, aschfahl im Gesicht, und starrte auf die Schriftzüge, die die Karte bedeckten.

Nun war es also da... hatte plötzlich Gestalt angenommen — das Dunkle, Gefürchtete, das heimlich Drohende.

Und seine Augen suchten die instinktiv flackernde Glut des Feuers. — Wer konnte ihn schuldig sprechen, wer es ihm beweisen, wenn er dies Schriftstück, das ihm ein blinder Zufall hier in die Hände gespielt, wenn er es der ewigen Verschwiegenheit des Feuers übergab, der es uns Haar vorhin schon mit verfallen gewesen.

Warum kam es denn gerade ihm in die Hände? War's wirklich ein blinder Zufall? Oder — und ein Erschauern lief ihm über den Rücken — war's eine höhere Fügung? War's eine Warnung — in letzter Stunde?

Er starrte noch immer reglos in die Flammen — und sah Inge Magnussen wieder in dem betörenden Geflimmer ihrer blonden Haarwellen.

Wild brauste die Leidenschaft über ihn hin. Gab es ein Gesetz, das ihm befahl, sich selber des Lichtes zu berauben, das schon so nah vor ihm aufgeleuchtet.

Entschlossen trat er an den Ofen, bückte sich — da sah das Kind zu ihm auf, hob mahnend das Händchen: „Du, nich Ofen meissen! Hab Dich den Bief deschenkt!“

Dirk Boikens taumelte zurück. Was sagte das Kind — ein „Geschenk!“ —

Ein Lachen lief um seinen Mund. Dann ging er langsam, mit schweren Knien, an den Tisch zurück. Er strich sich über die Stirn, als müsse er sich besinnen und seine Gedanken zusammenholen. Es war da plötzlich eine Leere, so eine wehe Leere, wo eben noch das große Hoffen, nach allen Tönen des Krieges die Freude auf das Glück gebrannt.

Ein Geschenk — er wiederholte es mechanisch — und horchte und sann dem Wortlaut nach.

Hatte er nicht Inge Magnussen zum Heiligabend auch ein Geschenk mitbringen wollen? Er hatte lange gesonnen, was, hatte vieles erwogen und vieles wieder verworfen. Ein Geschenk hätte er ihr bringen mögen, das wieder das Licht in ihre Augen zauberte. Nun war es da — das Geschenk.

Dirk Boikens setzte sich von neuem schwerfällig an den Tisch, riß aus seinem Taschenbuch ein Blatt Papier und schrieb mit festen, steilen Buchstaben darauf:

„An Inge Magnussen. Die einliegende Karte, die sich vor Wochen irgendwo — und wie unbemerkt in den offenen Briefumschlag einer Drucksache verirrt, wie das erfahrungsgemäß ja nicht zum ersten Male geschehen, kam mir soeben durch einen Zufall in Jan Nifens Hause in die Hände. Sie bezeugt, daß Tote auf-
erstehen! Ich glaube damals fest, er sei gefallen, seine Verwundung eine tödliche gewesen. Wenn dieses Lebenszeichen auch reichlich spät kommt, so kommt es doch noch zu rechter Zeit — ich meine, grad' zum Weihnachtsheiligabend! Dirk Boikens.“

Er schob den Zettel und die Karte in den Briefumschlag, in dem sie so lange verborgen gelegen, verschloß ihn sorgfältig, nachdem er noch mit großen Buchstaben „An Inge Magnussen“ und „Eigenhändig!“ darauf geschrieben und ging damit in die Küche, wo Jens Karsten, der kleine Knecht, sich hinterm Herd wärmte.

Ein blankes Dreimarkstück legte er darauf, damit der Junge, der in ungläubigem Staunen auf das Geldstück starrte, bei der Besorgung durch die Dunkelheit des Weihnachtsabends die Beine etwas anzog. Es sei etwas darin, das Eile habe! Und Jens Karsten beteuerte beglückt: wenn einer laufen konnte, war er's! —

Dann ging Dirk Boikens, langsam und ruhig wie einer, der viel Zeit und nichts zu veräumen hat, wieder hinaus in das Dunkel des Christabends, den Weg zurück, den er gekommen war.

Gerd Sonkes lebte! Er war vom Tode auf-
erstanden, zu rechter Zeit — bevor aus der Versuchung eine Schuld wurde!

Wie ein dunkler, qualvoller Alp, so hatten heimlich nagende Zweifel auf ihm gelastet seit seiner Aussage über Gerd Sonkes Heldentod und seinem Bericht an Inge Magnussen. Bei dem andern Kameraden stand es fest, aber — war auch Gerd Sonkes wirklich tot gewesen? Er hatte nicht bei ihm bleiben können, hochwichtige Erfindungen waren zu überbringen, nur mit genauer Not war er entkommen. Wenn Gerd Sonkes womöglich nur in tiefer Bewußtlosigkeit gelegen? So hatte er sich gefragt — und hatte doch seinen Tod gemeldet!

Gerd Sonkes aber war von seiner Verwundung genesen, und mochte auch der Ort da oben in Sibirien, wo er gefangen gehalten wurde, noch so weit, mochten frühere Nachrichten unterdrückt, oder sonst verloren gegangen sein, er lebte und hoffte zuversichtlich, die Braut und die Heimat wiederzusehen!

* * *

Dumpf rauschend klatschte die Flut gegen das Bollwerk der Strandbrücke. Dirk Boikens stand am äußersten Ende des Stegs; eine tiefe Einsamkeit umgab ihn.

Nur fern aus dem Fenster des Leuchtturmwächters grüßte ein goldiges Geflackter herüber, dort brannte schon der Weihnachtsbaum.

Er stand ein Weilchen und lauschte. Ganz leise, wie suchend, kamen durch die Dunkelheit freundliche Glockentönen auf ihn zu — und sprachen auf ihn ein; im Dorf läuteten sie zur Christvesper.

Er atmete tief. Wenn er auch kein Glück mit in den Krieg hinausnahm, es war doch eine Last von ihm genommen.

Er tastete nach seiner Tasche und zog ein seidegepolstertes Lederkästchen heraus, schaltete seine Feld-

laterne ein und ließ das Licht darüber gleiten — ein goldener Ring glänzte darin.

Ein Ring, wie ihn zu Weihnacht wohl in Juwelierschaufenstern graubärtige Zwerglein am zierlichen Amboß und rotstrahlenden Feuer einer kleinen Glöckschmiede für junge Brautleute fertigten.

Dirk Boikens sah noch einmal darauf nieder, — ein Lächeln lag um seinen Mund. Dann hob er entschlossen den Arm und übergab das Kästchen mit dem goldenen Ring der ewigen Verschwiegenheit, den dunkeln Meeresfluten.

Er hatte ja nun ein anderes Geschenk für Juge Magnussen.

Der kleine Ebestifter

Weihnachts-Erzählung von M. Walter, Frankfurt a. M.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, wie geht's, meine Gnädige?“
„So ziemlich, Herr Doktor! Meinen Sie, daß ich bis zum Hofball wieder ganz hergestellt sein werde?“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich hoffe es, gnädige Frau. Nach der Erkältung müßten Sie sich ja allerdings noch etwas schonen. Ist denn der Besuch des Hofballes unbedingt nötig?“

Die Gnädige fuhr jäh in die Höhe. „Aber, Herr Doktor, welch eine Frage!“ rief sie vorwurfsvoll. „Sie wissen doch, daß mein Mann in den Adelsstand erhoben worden ist. Wir sollen bei Hofe vorgestellt werden — das darf ich nicht versäumen. Ich habe mir für diese Gelegenheit auch schon eine wundervolle Toilette aus goldfarbenem Sammet bestellt, die von Künstlerhand bemalt wird. Die neueste Mode! Ja, mein Mann will Staat mit mir machen.“

„Das könnte er auch, wenn die Gnädige im einfachsten Hauskleid wären,“ bemerkte der Arzt galant.

„Sie Schmeichler!“ lachte die schöne Frau. „Warten Sie nur, Doktor, wenn Sie so zierliche Komplimente zu drechseln verstehen, sollen Sie bald ausreichend Gelegenheit finden, Ihre Kunst zu üben.“

„Wo?“
„Auf dem Weg zu Gott Hymens Reich. Wirklich — es ist die höchste Zeit, daß Sie heiraten. Wir haben hier so viele hübsche Mädchen — Sie brauchen nur zu wählen.“

„Ganz recht!“ nickte der Arzt mit komischem Seufzer, „aber eben deshalb — wer die Wahl hat, hat auch die Qual.“

„Nun, so vertrauen Sie sich meiner Leitung an, ich werde schon die Rechte für Sie finden. Bis Weihnachten müßten Sie unbedingt verlobt sein.“

„So schnell?“
„Wir haben noch fünf Wochen — in unserer Automobilzeit doch eine lange Frist.“

„Na, ich werde sehen, was sich tun läßt,“ entgegnete Dr. Wilmersdorfer. „Vorläufig fällt mir das Rezeptschreiben noch leichter als das Courmachen.“

Mit diesen Worten verabschiedete er sich und gleich darauf brachte der Diener ein Billet. Frau von Wangenheim erbrach es rasch. „Wie ärgerlich!“ murmelte sie, nachdem sie es gelesen. „Die Firma kann mir die Toilette nicht rechtzeitig liefern, weil die Malerin wegen Erkrankung ihres Kindes nicht mit der Arbeit fertig wird. Das geht mich aber nichts an — ich muß das Kleid haben. Werde selbst hinfahren.“

Sie befahl den Wagen, kleidete sich an und fuhr in die Stadt. Der Inhaber des Konfektionsgeschäftes erging sich in tausend Entschuldigungen, bedauerte jedoch, nichts machen zu können; er wisse niemand, der die Arbeit in so kurzer Zeit und so vorzüglich auszuführen verstehe.

„Geben Sie mir die Adresse der Malerin,“ sagte Frau von Wangenheim ungeduldig, „ich will selbst mit ihr reden.“

Der Kutscher wunderte sich, als seine Herrin ihm befahl, nach der Seilergasse zu fahren. In diese Gegend war sie noch nie gekommen. Madame rümpfte auch stark die Nase, als sie durch die engen, schmutzigen Gassen der Altstadt fuhr, wo es nach allem Möglichen roch, wo sich zerlumpfte Kinder balgten und Halbgetrunkene aus den Wirtschaften herausstolpten.

Endlich war das Haus erreicht — ein rauchgeschwärztes altes Gebäude — unten eine Schusterwerkstatt und ein Fleischerladen. Eine wurmförmige Treppe führte in die oberen Stockwerke.

Frau von Wangenheim zögerte einen Moment auszusteigen, doch was tut eine Weltkame nicht, wenn es sich um Toilettenangelegenheiten handelt? Ihr elegantes Kleid aufrassend, schritt sie an den gaffenden Sträßenjungen vorüber ins Haus. Im dritten Stock klingelte sie. Eine blasse, aber hübsche, junge Frau öffnete die Tür.

„Wohnt hier Frau Wallner?“ fragte sie dann.
„Ja, gnädige Frau, ich bin es selbst. Wollen Sie sich hereinbemühen?“

Sie führte ihren Besuch in eine einfach möblierte, aber peinlich saubere Stube. Am Fenster stand ein Rahmen, in den ein kostbarer Sammetstoff gespannt war, von welchem sich einige gemalte Arabesken in wunderbarer Zeichnung abhoben. An der einen Zimmerwand lag in einem Kinderbett ein kleiner, vierjähriger Knabe mit fiebergelühenden Wangen.

„Darf ich erfahren, was mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft?“ fragte die junge Frau.

„Ich erfuhr von der Firma Rößler, daß Sie die Malerei nicht zur Zeit liefern könnten,“ entgegnete Frau von Wangenheim. „Ich komme deshalb selbst, um Ihnen zu sagen, daß ich die Toilette unbedingt haben muß.“

„Sie wäre ja auch fertig geworden, gnädige Frau,“ lautete die Antwort, „allein mein Kleiner ist erkrankt, sodaß ich mich der Arbeit nicht ungestört widmen kann.“

„Geben Sie das Kind ins Hospital,“ bemerkte die Dame. „Da hat's jedenfalls bessere Pflege.“

Die Malerin schüttelte den Kopf. „Sagen Sie das nicht! Die Pflege einer Mutter kann niemand ersetzen.“

„Was sagt denn der Arzt?“ fragte die Gnädige weiter.

„Ich — ich konnte noch keinen holen,“ gestand Frau Wallner. „Ich bin hier fremd und —“

„Nun, so will ich Ihnen meinen Arzt schicken,“ erklärte die Dame herablassend. „Wenn's not tut, soll er auch eine Pflegerin beschaffen, damit Sie arbeiten können. Ich muß das Kleid durchaus haben.“

Damit rauschte sie zur Türe hinaus, ohne dem kranken Kind auch nur einen Blick zu schenken. Sie besaß eben kein allzu menschenfreundliches Herz, weil sie zu egoistisch, zu weltlich war. Nur wenn ihr Name in der Zeitung prangte, opferte sie für wohlthätige Zwecke aus Eitelkeit, und wieder war es nur Eitelkeit, ein Kleid zu tragen, das den Neid und die Bewunderung anderer erregen sollte, die sie bewogen hatte, die arme Malerin aufzusuchen.

Am Nachmittag erschien Dr. Wilmersdörfer bei Frau Wallner. Er sagte ihr, Frau von Wangenheim habe ihn geschickt, nach dem kranken Kind zu sehen; er merke aber, daß die Mutter desselben fast ebenso sehr des Arztes bedürfe. In der That sah die junge Frau erschreckend blaß und elend aus. Kein Wunder, hatte sie doch zwei Nächte gewacht und kaum die nötigste Nahrung gehabt.

„Helfen Sie mir meinem Kinde, Herr Doktor,“ sagte sie bittend, „dann wird's mir auch wieder besser.“

Der Arzt untersuchte den Kleinen. „Eine Bronchitis!“ erklärte er. „Müssen ihn warm halten und ihm stündlich eine Medizin geben, die ich Ihnen schicken werde. Im übrigen sorgen Sie sich nicht — in ein paar Tagen wird das Bürschchen wieder munter sein. Sie selbst aber bedürfen der Schonung — sollten sich auch besser nähren.“

Eine feine Röte stieg der Malerin ins Gesicht, doch sie schwieg.

„Haben Sie niemand,“ fragte der Arzt, „der Ihnen die Pflege des Kindes abnehmen könnte?“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin hier fremd.“

„Sind Sie Witwe?“ fragte er mit einem Blick auf ihre Trauerkleidung.

„Ja. Mein Mann starb vor einem Jahr in Italien und ich kam hierher, weil meine Eltern hier gelebt hatten. Mein Vater, Professor Müller —“

„Kuno Müller?“ unterbrach sie der Arzt aufhorchend.

„Ja,“ nickte sie. „Er hatte vor vier Jahren einen Ruf hierher erhalten.“

„Und ich bin sehr befreundet mit ihm gewesen. Ein prächtiger Mann war Ihr Vater; ich freue mich, seine Tochter kennen zu lernen. Doch warum sah ich Sie nie in seinem Haus?“

Wieder errödete die junge Frau. „Ich hatte meinen Mann — einen Maler — gegen seinen Willen geheiratet,“ erzählte sie, „und war ihm nach Italien gefolgt. Dort bildete auch ich mein Talent aus, doch trotz aller Begabung kamen wir auf keinen grünen Zweig, vielleicht,“ fügte sie leiser hinzu, „weil uns der Eltern Segen fehlte. — Die Malaria entriß mir meinen Gatten, und da der Arzt mir riet, ein kräftigeres Klima aufzusuchen, wandte ich mich hierher. Als Fremde konnte ich nur schwer Arbeit finden, und nun ich endlich eine lohnende Bestellung habe, muß mein Knabe erkranken.“

„Den bringen wir bald wieder auf die Beine,“ versicherte der Arzt. „Ich schicke Ihnen Schwester Ena, um bei dem Kind zu wachen, denn Sie müssen durch eine Nacht ruhig schlafen.“

Eine halbe Stunde nach seinem Weggang kam die Diakonissin; sie brachte die Arznei, aber auch noch manches andere: Milch, Brot, Eier, Fleisch und stärkenden Wein.

„Wer hat mir das geschickt?“ fragte Frau Wallner überrascht.

„Der Herr Doktor meinte,“ entgegnete die Schwester, „wenn Sie so angestrengt arbeiten, müßten Sie sich gut nähren, sonst bekäme er Sie auch zur Patientin.“

Die junge Malerin dankte dem himmlischen Vater, der ihr im Augenblick höchster Not Hilfe gesandt hatte, und mit neubelebten Kräften ging sie am nächsten Morgen an die Arbeit, die sie nun zur rechten Zeit abliefern konnte. Zu ihrer Freude zeigte sich der Chef der Firma so zufrieden, daß er ihr einen weiteren Auftrag in Aussicht stellte.

Obgleich der kleine Hans nach acht Tagen wieder völlig hergestellt war, so kam Dr. Wilmersdörfer doch noch regelmäßig; er blieb dann stets ein Viertelstündchen, um mit Frau Wallner zu plaudern und ihr von ihren verstorbenen Eltern zu erzählen. Ein eigentümlicher Zauber umfing ihn, wenn er in dem einfachen Stübchen der Malerin saß. War es ihr anmutiges Wesen, war es die stille Trauer in ihren Zügen, die ihn so fesselte? Darüber konnte er sich keine Rechenschaft geben.

Das Weihnachtsfest nahte heran.

Frau von Wangenheim, die die Existenz der armen Malerin längst vergessen hatte, gab kurz vorher eine große Gesellschaft, zu der sie auch Dr. Wilmersdörfer einlud, um, wie sie sich ausdrückte, ein wenig Vorsehung für ihn zu spielen. Sie bestimmte ihm ein hübsches, junges Mädchen zur Tischnachbarin, das nach ihrer Meinung den Ansprüchen eines heiratsbedürftigen Mannes vollkommen genügen konnte. Im Verlauf des Abends machte sie jedoch zu ihrem Verdruß die Wahrnehmung, daß der Jünger Askulaps durchaus nicht Feuer fangen wollte, obgleich seine Dame es an kleinen Sprüpfen der Koketterie nicht fehlen ließ.

„Nun, Doktor,“ nahm sie ihn daher bei erster Gelegenheit ins Gebet, „Sie hatten mir doch halbwegs versprochen, Ihre Freunde bis Weihnachten mit Ihrer Verlobungsanzeige zu überraschen. Ich darf wohl hoffen, daß Sie mir keine Enttäuschung bereiten werden.“

„Nein, ich denke nicht,“ lautete die etwas verlegene Antwort. „Offen gestanden — ich hatte die Zusage im Drang der Arbeit fast vergessen.“

„Gut, daß ich Sie daran erinnere!“ lachte Frau von Wangenheim. „Sie haben heute die schönste Gelegenheit, das große Los zu ziehen. Keins der reizenden Mädchen, die Sie hier sehen, ist Ihnen fremd. Sie kennen sie alle — greifen Sie also frisch zu, Doktor! Wer wagt, gewinnt!“

Dr. Wilmersdörfer verbeugte sich, „Wer wagt, gewinnt!“ wiederholte er, mehr zu sich als zu der Dame des Hauses sprechend. „Ich will das Wort im Gedächtnis behalten, meine Gnädige,“ fügte er laut hinzu, „vielleicht mache ich Ihnen, wenn auch nicht zum Weihnachtsfest, so doch noch vor Jahresabschluß die gewünschte Überraschung.“

* * *

„Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Frau Wallner?“ Mit diesen Worten trat Dr. Wilmersdörfer um die Mittagsstunde des Weihnachtstages bei der jungen Malerin ein, die seit kurzem eine bessere Wohnung bezogen hatte. „Ich habe nämlich,“ fuhr der Arzt fort, „Hans versprochen, ihm den Christmarkt zu zeigen und möchte, daß Sie sich uns anschließen. Am Abend gestatten Sie mir dann wohl, ein Stündchen bei Ihnen zu verbringen, um mich mit dem kleinen Burschen noch einmal jung zu fühlen, wie in meinen Kinderjahren.“

„Du bist doch nicht alt, Onkel Doktor!“ rief Hänschen, der die letzten Worte aufgeschnappt hatte, „Du mußt kommen, ich zeig Dir, was das Christkind mir bringt, und ich gebe Dir die Hälfte, denn ich habe Dich sehr lieb.“

Dabei schlang er seine Ärmchen in stürmischer Zärtlichkeit um den Arzt, mit dem er dicke Freundschaft geschlossen hatte. Frau Wallner willigte ein und am Nachmittag holte der Doktor Mutter und Kind zu der Wanderung durch die Reihen der Weihnachtsbuden ab, deren Inhalt den kleinen Hans immer von neuem entzückte.

Nachdem der Arzt seine Schutzbefohlenen dann in eine Konditorei geführt hatte, verließ er sie auf kurze Zeit unter dem Vorwand, in der Nähe einen Patienten besuchen zu müssen. Eine halbe Stunde später kam er wieder und begleitete Frau Wallner in ihre Wohnung zurück.

Als Hans, der voraussprang, die Türe öffnete, stieß er einen lauten Jubelruf aus. Mitten im Zimmer stand ein prächtiger Baum in hellem Kerzenlicht erstrahlend; daneben allerlei schönes Spielzeug, wie es sich ein Kinderherz nur wünschen kann. Vor dem Sofa aber war der Tisch gedeckt, auf dem mehrere Schüsseln mit verlockenden Gerichten zum Essen einluden.

„Wie können Sie uns so verwöhnen, Herr Doktor!“ sagte Frau Wallner, dem Arzt, der diese Überraschung insgeheim mit seiner alten Haushälterin ausgeführt hatte, gerührt die Hand reichend.

„Lassen Sie doch!“ wehrte er ihren Dank ab. „Ist mir ja ein Genuß, mich an der Freude des kleinen Bubens da zu ergötzen. Komm Hans,“ wandte er sich zu diesem, „Du mußt uns helfen, den Weihnachtsbraten zu verzehren.“

Das ließ sich Hans nicht zweimal sagen und nachdem er sich satt gegessen hatte, kletterte er auf den

Stuhl seines Freundes, schlang einen Arm um den Arzt, den anderen um die Mutter und sagte in kindlicher Unschuld: „Ich habe Dich sehr lieb, Onkel Doktor. Mama, gib dem Onkel einen Kuß, damit er sieht, daß Du ihn auch lieb hast.“ Er drückte die Köpfe der Beiden dicht zueinander und plötzlich fühlte sich Frau Wallner sanft umschlungen, während eine weiche Stimme ihr zuflüsterte:

„Können Sie mich wirklich lieb haben Magda?“ Sie legte ihre Hand in die des Fragenden, aber wenn ihre Lippen auch stumm blieben, die beredete Sprache ihrer Augen sagte ihm deutlich, daß ihr Herz ihm gehöre.

Dr. Wilmersdörfer hielt Wort. Noch vor Jahres-schluß bereitete er seinen Freunden, vor allen Frau von Wangenheim eine große Überraschung und die lautete: „Dr. Erich Wilmersdörfer — Frau Magda Wallner, Tochter des verstorbenen Geheimrats Dr. Kuno Müller, Verlobte.“



Heilige Nacht.

Nach dem Russischen des J. Potapenko.

(Nachdruck verboten.)

Es ist ein stiller Abend. Im Dorfe ist alles verstummt. Durch die kleinen Fenster der Häuschen fallen Lichtstrahlen auf den funkelnden Schnee. Drinnen sitzen am Tisch die Familienmitglieder in gehobener Stimmung.

Das Häuschen Michailo Gamaleis liegt am Ende des Dorfes, unweit von der Stelle, wo eine tiefe Schlucht die Felder vom Dorfe trennt. Hinter der Schlucht erhebt sich auf einem kleinen Hügel eine Windmühle, die Michailo Gamalei gehört. In seinem Häuschen ist ebenfalls um den reich bedeckten Tisch die ganze Familie versammelt. Diese besteht aus Gamalei, einem noch gesunden, kräftigen Mann, der in der ganzen Umgegend als vorzüglicher Wirt bekannt ist, dessen Frau Jawdocha, deren schon mit Runzeln bedecktes Gesicht noch Spuren früherer Schönheit aufweist, und aus ihren Sprößlingen Dmitro und Marjana, sowie dem Großvater Jefräim, der zu Ehren des wichtigen Tages seine warme Stelle auf dem Ofen verlassen hatte. Sie schlürfen alle mit hölzernen Löffeln aus einer großen Schüssel eine Obstsuppe. Der Großvater seufzt bisweilen auf, wobei er wahrscheinlich seiner Jugendzeit gedenkt, und Gamalei bemerkt hie und da, daß der Stand des Wintergetreides zu den besten Hoffnungen Veranlassung gebe. Die anderen schweigen. Dmitro scheint große Eile zu haben. Bald legt er auch den Löffel zur Seite, steht auf, befreuzigt sich vor dem Heiligenbilde und nimmt seine Mütze.

„Wohin gehst du denn?“ fragt ihn der Vater.

„Ins Dorf“, erwidert Dmitro. „Dort werden bereits Weihnachtslieder gesungen.“

„Warum gehst du denn nicht ins Dorf?“ fragte Gamalei seine Tochter.

„Ich werde nicht hingehen, Vater“, erwidert diese kurz und sah in Gedanken verloren vor sich hin.

Plötzlich ertönte in der Ferne Gesang. Immer näher und näher schallten die kräftigen, jugendlichen Stimmen und es schien, als ob ganz in ihrer Nähe gesungen würde. Marjana spitze die Ohren und lauschte mit solcher Aufmerksamkeit, als ob sie nicht der Gesang selbst interessiere, sondern in ihm etwas enthalten sei, was ihr nur allein verständlich ist. Sie erhob sich leise, trat ans Fenster, lehnte sich an die Wand und horchte, ohne den Blick vom

Fenster zu wenden, unter welchem bereits die üblichen Weihnachtslieder erschallten. Unter allen Stimmen tönte eine besonders hervor, die aber recht traurig klang.

„Wer ist es denn, dessen Stimme so klar herauszuhören ist? Eine prächtige Stimme, er müßte anstatt unseres alten Vorsängers in der Kirche singen“, sagte Gamalei.

„Das ist Terenti Loboda“, erwiderte seine Frau.

„Weißt du das nicht?“

Der Großvater seufzte auf und bewegte sich unruhig auf seinem Platze.

„Ah, Teräschka Loboda“, rief Gamalei. „Also dessen Stimme ist es. Deshalb lauscht eben auch unsere Marjana so aufmerksam. . . Also nicht umsonst. . .“

Marjana wandte sich um und sah ihren Vater fest ins Auge.

„Du hast mich garnicht so anzusehen“, rief dieser. „Ich weiß, was ich tu!“

„Ich bitte Sie um nichts, Vater! — Ich schweige“, sagte Marjana mit zitternder Stimme, „aber lassen Sie mich dann. . .“

„So?! Der Vater darf nicht ein Wort sagen“, rief Gamalei ärgerlich werdend. „Und ich sage es dir doch. Nimmermehr wirst du Teräschkas Frau. Ihm gebe ich dich nicht. Ich habe mein ganzes Leben gearbeitet und gespart. . . Und jetzt soll alles ein Hungerleider bekommen?! Nein, er bekommt dich nicht. . .“, rief er laut und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ich bitte ja auch nicht, ich bitte ja auch nicht“, flüsterte Marjana, setzte sich auf die Bank und ließ den Kopf hängen. Der Großvater war mit einem Blick in die Höhe gefahren, wandte sich zum Ofen, um gleichsam nicht Zeuge von dem zu sein, was da im Zimmer vor sich ging, aber er überlegte es sich schnell, machte kehrt und nahm seinen Platz wieder ein.

Die Stimmen draußen wurden immer schwächer und der Gesang war zu Ende.

Jawdocha nahm zwei Brote und mehrere Piroggen (eine Art Pasteten) und tat diese in ein Tuch.

„Marjana, geh, bring das den Sängern und sage, daß wir danken lassen.“

Marjana erhob sich, nahm das Paket und ging langsam zur Tür hinaus. Einige Stimmen wurden laut,

dann wurde es wieder ganz still. Die Sänger waren offenbar zu den Nachbarn gegangen, da sie ja das ganze Dorf besuchten. Im Zimmer herrschte eine schwüle Stimmung und am meisten lastete diese wohl auf Gamalei; aber er sagte kein Wort. Er besaß viel Stolz und Eigensinn; hielt er sich doch für viel klüger und besser als die Anderen, und vielleicht mit Recht, denn er war ja reich und hatte sich alles durch eigene Arbeit und Energie erworben. Und deshalb glaubte er nur an seine Kraft und hatte niemanden, mit dem er sich beraten konnte. Im Zimmer wurde es ihm gar zu schwül. Er stand auf, nahm seinen Schappels.

„Ich will ein wenig auf der Prisba *) sitzen“, sagte er, nahm seine Mütze, trat aus dem Hause und setzte sich auf die Prisba unter den Fenstern seines Hauses. Von Weitem schallte der Gesang der Dorfjugend herüber. Im Dorfe waren zum großen Teil die Lichter schon erloschen. Gamalei sah nachdenklich nach dem mit Sternen besäten Himmel und auf den Schnee, der im Lichte der Sterne funkelte und glitzerte, ohne recht zu wissen, woran er eigentlich dachte. Seine Seele durchzog ein Gefühl der Befriedigung mit sich selbst, seinem Leben und seiner Stellung. Er saß so da, als ob er von den Sorgen eines ganzen Lebens ausruhen müßte.

Langsame, unsichere Schritte ertönten. Aus der Pforte trat der Großvater heraus, näherte sich der Prisba und setzte sich nicht neben seinen Sohn, sondern nahm fast am entgegengesetzten Ende Platz. Und so saßen sie stillschweigend da, als ob sie einander fremd wären und nur zufällig auf derselben Prisba Platz genommen hätten, um sich auszuruhen.

Und durch die nächtliche Stille vernehmen sie deutlich zwei fast flüsternde Stimmen.

„Nein, Terenti, nein, mein Lieber, mein Herziester . . . laß mich . . . denke nicht daran. Mein Vater will nicht . . . Mein Vater hat gesagt: „Ich gebe dich ihm nicht zur Frau“, und sein Wort ist unerschütterlich. Und gegen den Willen des Vaters werde ich nicht handeln, das verbietet Gott, und die Menschen verurteilen es.“

„Meine Marjana ist eine gute Tochter“, sagt sich Gamalei. „Sie spricht wie ein gutes Kind. Und sie hat nicht nötig, einen Hungerleider zu nehmen. Er ist es gar nicht wert.“

„Marjana, mein Täubchen! Du willst also, daß ich vergehe vor Leid? Ich kann ohne dich nicht leben und werde ohne dich nicht leben.“

„Such dir doch eine Andere, Terenti . . . Ich, ich . . . werde überhaupt nicht heiraten, wenn man mich zwingen wird . . . gutwillig sicherlich nicht.“

„Das Mädchen spricht Unsinn“, denkt Gamalei, „diesen Unsinn werden wir ihr schon austreiben.“

Der Großvater rückt unterdessen leise näher an seinen Sohn heran. Seine Lippen geraten in Bewegung und in einem langsamen Flüstertone beginnt er:

„Michailo, Michailo, mein lieber Sohn! Du bist ein guter Wirt, ein kluger Mensch, aber es scheint, daß dein Herz versteinert und dein Gedächtnis schwach geworden ist . . . Du erinnerst dich deines eigenen Lebens nicht mehr.“

„Ach, Väterchen, lassen Sie Ihre Erzählungen über unser früheres Leben und verbringen Sie Ihre Tage in Ruhe.“

„Das werde ich schon tun, Michailo, aber Du sollst dich daran erinnern, daß auch du ein solcher Bursch wie Terenti warst, dem ein ähnliches Schicksal bevorstand. Erinnerst du dich, wie du Jawdocha lieb gewannst und unsere Herrin schwor, als sie von deiner Liebe erfuhr, daß du sie nie wiedersehen solltest. Erinnerst du dich daran, wie du damals den Mut sinken liegest und zu mir kamst und sagtest, daß du ohne Jawdocha nicht leben

kannst, wie dein Vater, der damals noch nicht so alt war und dem du gehorchtest, weil du damals ein guter Sohn und nicht so stolz warst wie jetzt, dir Mut zusprach und dich tröstete? Ich sagte dir, daß Gott gnädig sei, und er war dir gnädig. War es doch schon entschieden, daß sie einen ihr widerwärtigen Bauern aus einem anderen Dorf heiraten sollte, als uns allen plötzlich die Freiheit geschenkt wurde. Und auch du wurdest frei und nahmst dir Jawdocha zum Weibe und hast mit ihr ein stilles, glückliches Leben genossen . . . Und beide war't ihr arm, du und Jawdocha, und eurer gegenseitigen Liebe halber hat Gott euch reich gesegnet.“

„Ach, Väterchen, Väterchen“, seufzte kaum hörbar Gamalei auf und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

„Denke doch daran, Michailo, wie es geworden wäre, und Jawdocha einen anderen geheiratet hätte; wenn du gezwungen worden wärst, ein Mädchen, das du nicht liebst, zu nehmen. Es wäre alles anders gekommen. Du hättest dich dem Trunk ergeben und du wärst ein verlorener Mensch gewesen und nicht der erste Wirt im Dorfe geworden. Was schadet es denn, daß Terenti nichts hat? Er ist aber ein guter, braver Junge und ein vorzüglicher Arbeiter. Wo Liebe, da ist auch Segen und Glück. So ist es Michailo, mein lieber Sohn.“

Der graubärtige Mann schwieg, und auch Michailo sagte kein Wort, aber seine Augen schauten nicht mehr so stolz und in seinem gebeugten Haupte schwirrten Gedanken über längst vergangene Zeiten, und ein warmes Gefühl schlich sich ihm in die Brust und stimmte sein Herz so weich . . . Ja, er hatte sich der Vergangenheit erinnert, und mit Entsetzen dachte er daran, wie es gekommen wäre, wenn der Zar ihnen die Freiheit nicht geschenkt und ihm Jawdocha entrißen worden wäre. Und er vergegenwärtigte sich Jawdocha von damals . . . Vor seinem geistigen Auge stand wieder jenes schlanke, hübsche junge Mädchen mit den feurigen Augen, in die er stundenlang zu schauen liebte.

Gamalei erhob sich plötzlich mit besonderer Energie.

„He, Teräschka, komm' mal her, Teräschka“, rief er laut in die Nacht hinaus. „Was stehst du da am Zaun, wie ein nächtlicher Dieb? Komm' her, sage ich dir.“

Teräschka kam unsicher heran und nahm vor Gamalei und seinem Vater die Mütze ab. Marjana war am Zaun geblieben und sah mit bebendem Herzen auf die drei Männer hin.

„Guten Abend, Onkel Michailo! Fröhliche Weihnachten!“ stieß Teräschka endlich hervor.

„Nun . . . danke schön. Und auch dir wünsche ich fröhliche Weihnachten, Teräschka. Morgen kannst du Freierwerber zu mir senden . . . Ich habe es mir anders überlegt.“

Teräschka stand vor ihm, schaute Gamalei unverwandt an und traute nicht seinen Ohren.

„Ist es wirklich wahr, Onkel Michailo?“

„Wenn ich dir aber sage: „Schicke sie her“, so schicke sie eben her! . . . Ich gebe dir meine Tochter . . . ich werde sie dir geben.“

Teräschka stieß unzusammenhängende Dankesworte hervor und stand fassungslos da, als ob er nicht wisse, was er nun tun und wohin er sich wenden solle. Gamalei trat an seinen alten Vater heran, beugte sich, faßte ihn unter die Arme und hob ihn vorsichtig auf.

„Wollen wir ins Zimmer gehen, Väterchen? . . . Legen Sie sich wieder auf den Ofen . . . Es ist Zeit, sich Ruhe zu gönnen.“

Und vorsichtig, als ob er fürchten würde, den alten Vater fallen zu lassen, führte er diesen ins Haus.

Der alte Mann aber schaute mit freudestrahlenden Augen zum Himmel und zu den an diesem still glänzenden Sternen auf, und seine Lippen flüsternten zitternd: „Ehre und Preis sei dir, Allmächtiger! Im Himmel und auf Erden ist Friede . . . und Gerechtigkeit wohnt noch bei den Menschen.“

*) Eine Art Bank aus Lehm vor den Dorfhütten in Klein-Rußland.

Inhalts-Verzeichnis.

Novellen, Skizzen und Plaudereien.

Alto Rickmers größter Arger. Von Eöthar Knud Fredrik. Nr. 17.
Als Großvater die Großmutter nahm. Von Franz Herzog. Nr. 2.
Alle Schlagworte in neuem Licht. Von Dr. Rich. Böhme. Nr. 12.
Aus der Geschichte der Brennerstraße. Von H. Singer. Nr. 20.
Befreit. Von Bettina Lebrecht-Herzka. Nr. 7.
Bekennnisse eines römischen Bettlers. Von Curt Bauer. Nr. 9.
Bobby und meine Tante. Von Curt Curti. Nr. 4.
Carlyle und Deutschland. Von Dr. Paul Landau. Nr. 16.
Das Florenz der Provence. Von Dr. Hans Jansen. Nr. 18.
Das Geheimtelegraph. Von Hans Günther. Nr. 12.
Das wächserne Herz. Von Arth. Babilotte. Nr. 1.
Das kleine Kaffee. Von Paul Alexander Schettler. Nr. 15.
Das große Los. Von Umberto Bajone, überfetzt von K. Bombe. Nr. 14.
Das Testament. Von Wilhelm Scharrelmann. Nr. 3.
Das weiße Tuch. Von Martin Proskauer. Nr. 19.
Das Urbild von Goethes Gretchen. Von Bruno Judeich. Nr. 25.
Das Wirtshaus am Weg. Von Dr. Hans Wantoch. Nr. 10.
Deutsche Dichter auf Reisen. Von Dr. Paul Landau. Nr. 9.
Deutsche Kinderspiele. Von Dr. Friedrich Spreen. Nr. 6.
Deutsche Typen in Italien. Von Curt Bauer. Nr. 5.
Deutsche Waldgeister. Von Frz. Pflüger. Nr. 22.
Dirk Boikens Weihnachtsgeschenk. Von Anna Gade, Bardowiek. Nr. 26.
Dichter und Schauspieler. Von Friedrich Kaygler. Nr. 24.
Die Brandfadel. Von E. Sparwasser. Nr. 12.
Die Dame mit dem fächer. Von Käte Treller. Nr. 17.
Die Entdeckung der Alpen in der Kunst. Von Dr. Kurt Haak. Nr. 25.
Die wunderbare Errettung des Gefreiten Michael Huberle. Von K. Kuchler. Nr. 18.
Die Fliege. Von E. Kurth. Nr. 2.
Die Glocke aus Glandern. Von Konrad Martin Laut. Nr. 22.
Die Kunst auf dem Kriegsschauplatz. Von Dr. Paul Landau. Nr. 15.
Die Kunst zu helfen. Von Dr. Hans Wantoch. Nr. 6.
Die Männer des Zwanzigsten. Von Oskar Grosberg. Nr. 23.
Die gelbe Rose. Von Charlotte Wüstenböcker. Nr. 8.
Die Serpentara. Von Curt Bauer. Nr. 24.
Die alte Scheffel. Von Rich. Rieß. Nr. 13.
Die letzte Stunde. Von E. Osten. Nr. 22.
Die Wache. Von Gutti Alsen. Nr. 23.
Die Wiedergeburt der Komödie. Von Paul Heyse. Nr. 17.
Der Abfall vom Feinde. Von Arthur Babilotte. Nr. 7.
Der ewig Dankbare. Von Herm. Wagner. Nr. 11.
Der kleine Ehefister. Von M. Walter, Frankfurt a. M. Nr. 26.

Der Fetisch. Von Hans-Joachim Freiherrn von Reichenstein. Nr. 12.
Der feige Hans. Von E. Malten. Nr. 25.
Der Heldentod. Von Rud. Greinz. Nr. 23.
Der Herr der Scholle. Von Walter Heise. Nr. 18.
Der unbedeutende Herr. Von Friedrich Huth. Nr. 16.
Der kleine Junge. Von Fritz Ernst. Nr. 4.
Der Kreisarzt Fedor Schelwakoff. Von Maximilian Maulbecker. Nr. 18.
Der Nachahmungstrieb. Von Dr. med. van Troy. Nr. 11.
Der zweite Preis. Von Annie Lattfelsberg. Nr. 11.
Der Retter. Von Wolff. Kemter. Nr. 22.
Der Riegel. Von Wilhelm Scharrelmann. Nr. 24.
Der Cornister. Von Dr. J. Stanjek. Nr. 22.
Der Weltkrieg und die Bakterienkunde. Von Prof. Otto Hesse. Nr. 20.
Ein Ehedrama. Von Janaz Pauer. Nr. 19.
Eine Frage. Von Thunelda Schuster. Nr. 10.
Ein Freund. Von Wathier Sparr-Hofstedt, überfetzt von E. Sodemann. Nr. 24.
Ein Opfer des Krieges, oder: Das Ende eines Gent. Von Hans Natonek. Nr. 20.
Ein Traum. Von Laura Frost. Nr. 16.
Enricas Rosen. Von Luise Koch-Schicht. Nr. 6.
Fortschritte in der bürgerlichen Wohnung. Von Paul Weisheim. Nr. 5.
Grillparzer und Österreich. Von Hugo von Hofmannsthal. Nr. 19.
Heilige Nacht. Nach dem Russischen von J. Potapenko. Nr. 26.
Heuchelei. Von B. Prus. Nr. 5.
Heute. Von Luise von Schenk. Nr. 20.
Ihr bestes Kind. Von Ilse-Dore Canner. Nr. 4.
Ihr Opfer. Von Eöth. Knud Fredrik. Nr. 8.
Im japanischen Volkstheater. Von Heinrich Greter. Nr. 3.
In Feindesland. Von Ed. Westhoff. Nr. 16.
In Kondons Unterwelt. Der Pol. Von Karl Wichmann. Nr. 1.
Ivonne Lobjois. Von Rich. Böttger. Nr. 15.
Jagd in der römischen Campagna. Von Curt Bauer. Nr. 21.
Kein schön'rer Tod . . . Von Albert Peterfen. Nr. 17.
Kleine Ursachen. Von Fritz Huth. Nr. 13.
Lime. Von Lotte Gubalke. Nr. 9.
Lozer. Von E. von Katinszky. Nr. 7.
Männer Kenzmann. Von Josefa Meh. Nr. 1.
Miralde Wenig. Von Edela Rüft. Nr. 14.
Modernes Märchen. Von Marianne Westerland. Nr. 16.
Mutter. Von Ruth Marg. Roeling. Nr. 24.
Napoleon und die Volksstimmung vor 100 Jahren. Von Ludwig Goldstein. Nr. 3.
Nur ein Hund. Von Wath. Sparr-Hofstedt, überfetzt von E. Sodemann. Nr. 13.
Oberjäger Albrecht. Von Martin Proskauer. Nr. 14.
Ott-Heinrichs Mäusen. Von Josefa Meh. Nr. 13.
Papp-pa. Von Clara Schelper. Nr. 10.
Phantasie. Von Hugo Lerch. Nr. 11.
Rupert und Emma. Von Hedwig Rehm. Nr. 25.
Ruslands weißer Tee. Von Kurt Kuchler. Nr. 2.
Sonnenlehen — Gotteslehen. Von Dr. Johannes Kleinpaul. Nr. 23.
Spione. Von Karl Pauli. Nr. 9.
Sternschnuppe. Von Math. Tipp. Nr. 21.
Strandgut. Von Wolfgang Kemter. Nr. 12.

Strolch. Von Gräfin Gisella Kielmanns-egge. Nr. 19.
Susi. Von Clara Schelper. Nr. 25.
Symphonie. Von Hugo Delmes. Nr. 6.
Talent. Von Anny v. Panhuys. Nr. 15.
Theodor Fontane als Geschichtsforscher der deutschen Kriege. Von Dr. Paul Landau. Nr. 18.
Töpfer Marg. Von Hans fr. Blund. Nr. 3.
Tributpflichtig. Von Kurt Joachim Grau. Nr. 13.
Uniformmalerei. Von P. Westheim. Nr. 15.
Vision. Von J. Bois. Nr. 5.
Vom Tode fürs Vaterland. Von Dr. Paul Landau. Nr. 8.
Wahnsinnig. Von Camille Méchant. Nr. 5.
Wann kommt es? Von Leop. Schiener. Nr. 20.
Wer richtet? Von K. H. Loew. Nr. 10.
Wie Kaus Dredfinsky eine Schlacht gewann. Von Alst Burchardt-Mienstein. Nr. 21.
Wohlerzogen. Von G. Riesen. Nr. 6.
Zwei Erlebnisse. Von Kurmonski. Aus dem Russischen von K. Treller. Nr. 23.

Deutsche Städtebilder.

Cassel. Von Ernst Quadt. Nr. 21.
Der größte Binnenhafen der Welt (Duisburg). Von Erich Feldhaus. Nr. 2.
Eindau am Bodensee. Von K. Hefler. Nr. 4.
Nahesdächchen. Von H. Walther. Nr. 14.
Passau. Von Karl Holm. Nr. 11.

Historische Frauen-Silhouetten.

Die Königin von Westfalen. Von Franz Kerner. Nr. 12.
Die große Landgräfin. Von W. Hef. Nr. 1.
Goethes erste Iphigenie. Von Walther Schulte vom Brühl. Nr. 4.
Jane Gray. Von Franz Caspari. Nr. 8.
Johanna von Navarra. Von Walther Schulte vom Brühl. Nr. 17.
Madame mère. Von H. Gauthier. Nr. 14.

Gedichte.

Arbeit. Von Clara Enhausen. Nr. 4.
Ausfaat. Von Leo Sternberg. Nr. 19.
Das Kind. Von Karl Bröger. Nr. 21.
Deutsche Schlagwörter. Von E. Bauer. Nr. 15.
Deutsche Zuversicht. Von Walther Schulte vom Brühl. Nr. 20.
Die alte Fahne. Von Alb. Peterfen. Nr. 23.
Die Mütter. Von Leo Sternberg. Nr. 22.
Der Tag verglimmt. Von Johanna Weiskirch. Nr. 18.
Du lächelnder Tag. Von Elsb. Petsch. Nr. 8.
Eine Nacht im Schützengraben. Von Franz Heyer. Nr. 7.
Im Felde. Von Mag. Bittrich. Nr. 11.
Klirrende Klängen. Von H. Baldus. Nr. 24.
Letzte Grüße. Von Hermann Böning, Wiesbaden. Nr. 16.
Meine Freunde. Von Bald. Lucas. Nr. 6.
Mondschein. Von Hans Gafgen, Wiesbaden. Nr. 25.
Schmitterlied. Nr. 17.
Vorüber! Von Hans Schmidt. Nr. 13.
Weihnachten 1915. Von Marie Sauer, Wiesbaden. Nr. 26.
Winternacht. Von Eichendorff. Nr. 2.

Illustrationen.

Kannst Du lesen? Von H. Kaulbach. Nr. 8.
Der lästige Maulkorb. Von Ad. Eins. Nr. 11.
Der Mutter Spargroschen. Von Berthold Wolke. Nr. 13.
Am Mühlteich. Von H. Pohle. Nr. 3.
Neue Kartoffeln. Von P. Barthel. Nr. 10.
Sehnsucht. Von Gabriel Max. Nr. 7.